



## Begehren im Kapitalismus

Im Interview: *don't read theory* über  
männliches Begehren S.42

Sex, Kapitalismus & andere Erschöpfungen  
S.30

Der Körper zwischen Mensch und Welt:  
Ort des Begehrens und der Entfremdung S.22

Da ist Glück im Ausbruch:  
Trans\*Begehren als Widerstand S.26

**Dein  
Potenzial  
im Blick.**

Jetzt **gratis** Studentenkonto eröffnen  
und viele Benefits genießen.



[studenten.bankaustria.at](https://studenten.bankaustria.at)



# Editorial

## Was begehren wir – und warum?

Was heißt es, in einer kapitalistischen Gesellschaft zu begehren? Wer oder was prägt unsere Wünsche, unsere Körperbilder, unsere Vorstellungen vom Glück? Welche Alternativen können wir denken und vielleicht sogar leben?

Die diesjährige FLINTA\*-Ausgabe der *zeitgenossin* begibt sich auf die Spur eines der flüchtigsten und zugleich grundlegendsten Phänomene: dem Begehren. Doch wir fragen nicht nur nach der Liebe. Wir fragen auch: Was passiert, wenn Liebe zur Ware wird, wenn Beziehungen der Logik von Effizienz und Matching folgen?

Was bedeutet Konsum, wenn aus ‚Ich will‘ ein ‚Ich muss‘ wird? Wenn wir auf Werbeslogans hereinzufallen scheinen, obwohl wir es besser wissen? Und wer zahlt den Preis dafür, dass wir im Globalen Norden immer ‚mehr‘ haben wollen?

Wie frei ist unser Körper, wenn er ständig optimiert, vermessen, angepasst werden soll? Wenn Schönheitsideale sich schneller verändern als unsere Fähigkeit, sie zu hinterfragen? Wenn Gesundheit nicht reicht, sondern Perfektion verlangt wird?

Was bedeutet Glück, wenn das Versprechen eines erfüllten Lebens immer knapp verfehlt wird? Wenn Selbstverwirklichung zur Überforderung wird? Wenn das Gefühl bleibt, nie genug zu sein – nie alles zugleich haben zu können?

Wir blicken auf das Private als Politikum: auf Intimität, Sexualität, Freund\*innenschaft, Wohnen und Arbeit. Die Texte dieser Ausgabe fragen, wie Entfremdung wirkt – in unseren Beziehungen, in unserem Zuhause, in unseren Vorstellungen vom ‚guten Leben‘. Und sie zeigen Möglichkeiten auf: Für eine solidarische Lebensweise. Für neue Allianzen. Für Räume, die geteilt werden, statt verriegelt.

Kann das Begehren ein Ort des Widerstands sein? Können wir lieben, ohne zu besitzen? Konsumieren, ohne zu zerstören? Leben, ohne uns ständig selbst zu überholen?

Diese Ausgabe versucht keine endgültigen Antworten. Aber sie lädt dazu ein, anders zu fragen.

eure *zeitgenossin*-Redaktion

*Elin Janu Langenhoff Pürner*

*N. E. F. P. H. H. H.*

# Inhaltsverzeichnis

06	<b>Mango-Erdnuss-Sushi und antikapitalistische Liebe</b> Lena Kraus	42	<b>“Nicht theoretisch, sondern ehrlich.” Interview über männliches Begehren mit dem Podcast <i>don't read theory</i></b> Leonie Pürmayr
10	<b>Konsum zwischen Müssen und Wollen</b> Emilia Ladisich	46	<b>Mauern statt Miteinander – von Lebensräumen und Entfremdung</b> Olivia Richter
14	<b>Einmal bitte alles gleichzeitig</b> Lucie Wohlfahrt	50	<b>Buchtipps</b> Leonie Pürmayr Nadja Etinski
18	<b>Was macht der Kapitalismus mit unseren Körpern?</b> Carolin Pflieger	53	<b>Filmtipps</b> Pauline Hutterer
22	<b>Der Körper zwischen Mensch und Welt</b> Elin Samson		
26	<b>Da ist Glück im Ausbruch</b> Zoë Rübbert		
30	<b>Sex, Kapitalismus und andere Erschöpfungen</b> Nadja Etinski		
34	<b>Ausbeutung aus Liebe</b> Tamara Miljatovic		
38	<b>materialveränderung</b> Pauline Hutterer		





# Mango - Erdnuss - Sushi und antikapitalistische Liebe

In einer durchökonomisierten Welt wird uns oft suggeriert, was wir begehren sollen – dabei lässt sich Liebe oft fernab normativer Wirklichkeiten finden.

„Und, gibt es was Neues in der Liebe?“ fragt Nadjas Tante beim österlichen Familientreffen. Diese Frage. Nadja fühlt sich überrumpelt, sie hat noch nicht mal ihre Jacke ausgezogen. Ein Jahr hat sie ihre Tante nicht gesehen, aber diese Information steht im Vordergrund. Sie fragt nie nach ihren Freund\*innen und Zukunftsplänen. Nadja weiß mittlerweile auch genau, was diese Frage übersetzt bedeutet: ‚Na, bist du jetzt endlich mal in einer monogamen Beziehung?‘ Bevor sie antworten kann, prahlt ihre Tante mit Bildern von Nadjas Cousin und seiner neuen Freundin. Dabei erwähnt sie nicht einmal ihren Namen. Nadja hat außerdem nicht danach gefragt. Sie weiß nicht mehr viel über ihren Cousin, außer dass er irgendwo Biologie studiert und familiäre Treffen meidet. Sie weiß fast nichts über seine politische Einstellung, nicht, welche Themen ihn beschäftigen, wer seine Freund\*innen sind, seine Hobbys, wie er lebt. Solche Informationen über das Leben ihres Sohnes werden von Nadjas Tante, wenn überhaupt, mit wenig Enthusiasmus geteilt.

Für Nadjas Tante ist der Beziehungsstatus ihres Sohnes augenscheinlich von höchst besonderer Bedeutung, verknüpft mit seinem sozialen Status, relevanter als jegliche andere zwischenmenschliche Beziehung. Diese Perspektive lässt auf eine gesellschaftliche Erwartungshaltung schließen, in der die monogame, romantische, erotische Liebe als besonders wertvoll gilt, ja sogar normativ am erstrebenswertesten ist. Dabei ist die Partnerschaft innerhalb der Dominanzgesellschaft eine unangefochtene Norm, während andere Beziehungsformen oder Singlesein als weniger wertvolle, unnormale Abweichungen gelten.<sup>1</sup> Die Verwendung des Wortes ‚Liebe‘ in der anfänglichen Frage ihrer Tante setzt außerdem ein gesellschaftlich geprägtes Verständnis von Liebe voraus, das auf monogamer Romantik und sexueller Anziehung basiert.<sup>2</sup> Für Nadja läuft es ihrem Verständnis nach gut in der Liebe. Das so zu antworten, ohne in einer Beziehung zu sein, würde ihre Tante verwirren, das wusste sie.

Die Verwendung des Wortes ‚Liebe‘ stiftet Verwirrung, weil unsere Gesellschaft keine gemeinsame Vorstellung von dessen Bedeutung hat.<sup>3</sup> Von klein auf lernen wir, dass romantische Liebe innerhalb einer Partnerschaft das höchste Ziel ist, obwohl sie oft nicht die liebevollste oder heilsamste Form der Beziehung ist. Dieser Logik nach gilt die Partnerschaft als Eintrittskarte zu sozialer Anerkennung, familiärer Ruhe und zum Gefühl, Teil eines gesellschaftlichen Ganzen zu sein. Ein Begehren, das primär von außen auferlegt und uns zugeschrieben wird, bevor eine Auseinandersetzung

damit stattfindet, ob und in welcher Form wir es überhaupt wollen.

Auf dem Nachhauseweg zückt Nadja ihr Handy und öffnet eine Dating-App. Natürlich besitzt sie ein Datingprofil. Vielleicht aus dem diffusen Wunsch heraus zumindest symbolisch mitzuhalten. Um beim nächsten Mal auf die ihr blühende Frage eine befriedigende Antwort zu geben. Dem unausgesprochenen Imperativ romantischer Erfüllung kann sie sich nicht entziehen. Das ‚Swipen‘ über fremde Gesichter fühlt sich jedoch nicht liebevoll an, eher funktional, ein kurzes Auflehnen gegen das Gefühl nicht dazuzugehören. Eine Reaktion auf gesellschaftlichen Druck.

Was die Plattform bietet, ist vor allem Effizienz. Nadja fühlt sich bei der Nutzung dieser App jedes Mal wie in einem riesigen Supermarkt. Die Ware? Anscheinend Liebe, in welcher Form auch immer. Sie selbst ist Konsumentin und Produkt zugleich. In einer technologisierten Gesellschaft wird auch Liebe technologisiert. In einer kapitalistischen Gesellschaft wird auch Liebe kapitalisiert.

Vor ihr lauter Profile, Computerversionen realer Menschen, öffentliche Performances des privaten Selbst. Die Technologie dahinter beruht stark auf Annahmen darüber, wie wir uns selbst verstehen und wie zwischenmenschliche Begegnungen durch emotionale Kompatibilität gestaltet werden können.<sup>4</sup> Nach einigen ‚Swipes‘ – ein ‚Match‘. Ein Treffer, vermittelt durch eine Technologie, die nach marktwirtschaftlicher Logik funktioniert und sich dabei ganz dem liberalen Ideal der freien Wahl unterwirft. In kaum einem anderen Bereich wird die Vorstellung vom Individuum als aktiv Wählendem so zugespitzt wie hier: Begegnungen erscheinen als Ergebnis eines Auswahlprozesses, das virtuelle Kennenlernen ist nach Angebot und Nachfrage sortiert. Gesucht wird dabei nach dem Besten. Als das ‚Beste‘ gilt ein Ergebnis aus einem etablierten Kanon von Schönheitsidealen und der Einzigartigkeit sprachlicher Repräsentation.<sup>5</sup> Sex und Liebe sind hier im Übermaß vorhanden, die Fülle verlangt jedoch nach marktmechanischen Auswahlstrategien. Die Marktlogik bestimmt Beziehungen durch ‚Swipe‘-Kultur, ‚Matching‘, sofortige Befriedigung. Liebe wird so zum Resultat ökonomischen Handelns und algorithmischer Effizienz und Gefühle werden Teil einer kapitalistischen Rationalität.

Auf Nadjas Display erscheint ein Telefonhörer, es ist Mayra.

„Hallo, rufe an, weil ich fragen wollte, ob du nachher vorbeikommen magst? Habe Lust zu reden und Kuschelebedarf“.

„Jaaaa“ antwortet Nadja. „Hatte auch irgendwie

einen seltsamen Tag“.

„Weißt du was?“ antwortet Mayra, „Ich mache uns das gute Mango-Erdnuss-Sushi, das du so gerne magst.“

„Du bist die Beste, lieb dich, Bussi“.

„Bis gleich, Bussi.“

Nadja sieht aus dem Fenster der Trambahn. Ein Gefühl von Wärme und Zufriedenheit macht sich in ihr breit. Sie ist voller Liebe für ihre engsten Freund\*innen, für ihre Eltern, für ihre Geschwister. Sie lebt, so gut es geht, ein solidarisches Miteinander. Sie hat tiefere emotionale Verbindungen als je zuvor, nur eben nicht innerhalb der normativen Form einer Partner\*innenschaft. Nicht in Form eines gesellschaftlich konservierten Wissens über Liebe, das zu kollektiven Wirklichkeiten wurde.<sup>6</sup> Das war es, was sie primär beehrte. Übereinstimmung mit ihrer Tante würde zumindest darin bestehen, dass ein Leben ohne Liebe kaum erfüllend ist.

Die Marktlogik formt nicht nur unsere Beziehungen, sondern auch das, was unserer Vorstellung nach als Liebesbeziehung gilt. Vorherrschend scheint die Dualität zwischen geistiger/freund\*innenschaftlicher Verbindung und der körperlichen Beziehung, die das Verhältnis auf eine erotische Ebene hebt.<sup>7</sup> Romantische Freund\*innenschaft kann dabei genau das sein, was das dualistische Denken der durchökonomisierten Gefühlswelt aufbricht. Diese Beziehungsform greift das heterosexistische Patriarchat an, denn sie widerlegt die Annahme, dass alle bedeutsamen, nachhaltigen und intimen Bindungen darauf basieren müssen, dass zwei Menschen eine sexuelle Beziehung führen. Sie richtet sich gegen Konservative und Rechte, denn Menschen verbünden sich dabei nicht über eine konstruierte, exklusive Gemeinschaft aus Herkunft, Blut, Abstammung und Geschlecht – sondern aus gemeinsamen Erfahrungen und Überzeugungen heraus. Sie beruht auf politischer Solidarität. Freund\*innenschaft kann eine Form gelebter Liebe sein, die nicht dem Markt gehorcht, nicht normativ, ritualisiert, politisch strukturiert ist, sondern Entschlossenheit fordert. Und gerade das hat eine transformative Kraft.<sup>8</sup>

**Lena Kraus**

1 Kurt, Şeyda. Radikale Zärtlichkeit: Warum Liebe politisch ist. Hamburg 2021, S.51

2 hooks, bell: All about love: new visions. New York City 2018, S.3

3 Hooks, All about love, S.3

4 Illouz, Eva: Cold intimacies: the making of emotional capitalism. Cambridge 2007, S.76

5 Illouz, Cold intimacies, S.78f

6 Kurt, Radikale Zärtlichkeit, S.25

7 Kurt, Radikale Zärtlichkeit, S.51

8 Kurt, Radikale Zärtlichkeit, S.165f

# Konsum zwischen Müssen und Wollen

Am kapitalistischen Markt kann schnell eine Illusion des Begehrens erzeugt werden, doch die Auswirkungen von Überkonsum sind oft verheerend. Wie ein Übergang von unserer imperialen zu einer solidarischen Lebensweise funktionieren kann.

Jetzt zuschlagen, bevor es zu spät ist! Must-have-Shirt! Nur noch für kurze Zeit verfügbar! Don't walk, run to [beliebiger Store] to get this bag/dress/etc.! Dieses Produkt *muss* man einfach haben!

Solche Phrasen hört und liest man immer öfter, vor allem von Influencer\_innen auf Social Media. Es handelt sich dabei um ‚Urgency Marketing‘ – dem Publikum soll ein Gefühl von Dringlichkeit vermittelt werden. Aber welche Auswirkungen haben solche Werbestrategien auf uns und unser Unterbewusstsein? Wie feuern hastige Kaufentscheidungen die Fast-Fashion-Industrie an? Und wie hängt das alles mit imperialen Strukturen zusammen? Lies diesen Artikel, um die Antworten auf diese Fragen zu bekommen! Gleich jetzt, bevor es zu spät ist!!!

## Schnell kaufen! Die Uhr tickt!

Das Ziel von Werbung ist es eigentlich immer, ein Wollen in den Gehirnen des Publikums zu schaffen. ‚Urgency Marketing‘ geht einen Schritt weiter: Hier wird, wie der Name schon ahnen lässt, zu einem entstehenden Kaufwunsch ein Gefühl der Dringlichkeit hinzugefügt. Das erreichen Unternehmen mit Methoden wie kurzlebigen Sales, Countdowns auf ihrer Website, dem Anzeigen von niedrigen Lagerbeständen oder eben durch die Wortwahl. Im Kern hat das alles meistens die folgende Botschaft: Unser Produkt *muss* man einfach haben, und man muss jetzt sofort zuschlagen! Aus dem anfänglichen Wollen wird somit ein Brauchen.

Wer ein dringendes Bedürfnis nach etwas hat – oder davon überzeugt wurde, ein dringendes Bedürfnis nach etwas zu haben – und denkt, dass die Zeit für dessen Stillung knapp wird, wechselt in eine Art Überlebensmodus. Das Resultat sind Kaufentscheidungen, die aus einem Impuls heraus entstehen und oft unüberlegt getroffen werden. Das kommt vor allem jenen Unternehmen zugute, bei denen die Hemmschwelle zum Kaufen aufgrund von niedrigen Preisen und leicht zugänglichen Websites gering ist – *Shein*, *AliExpress*, *Temu*, etc.

## Die wahren Kosten

Um die Menge an hastig nachgefragten Produkten auch liefern zu können, setzen nicht nur *Shein* und Co., sondern auch viele renommierte Unternehmen in der Mode-Branche auf die schnelle und billige Produktion in Niedriglohnländern – Fast Fashion also. Als Niedriglohnland wird ein Land laut *Weltbank* dann bezeichnet, wenn das Bruttonationaleinkommen pro Kopf (BNE)<sup>1</sup> unter 1.135,- US-Dollar pro Jahr liegt. Solange die notwendige Infrastruktur vorhanden ist, haben diese Standorte für Firmen den Vorteil, dass sie Arbeiter\_innen dort nach westlichen Verhältnissen sehr wenig Geld für ihre geleistete Arbeit zahlen müssen. Oft reicht das gezahlte Geld nicht zum Leben. Laut *Fashion Checker*, einem Projekt der *Clean Clothes Campaign* der EU, war das 2023 bei 93 Prozent der untersuchten Marken der Fall.<sup>2</sup> Noch dazu gehen mit viel zu niedrigem Lohn weitere arbeitsrechtliche Probleme einher, wie zum Beispiel mangelhafte Sicherheit am Arbeitsplatz, fehlender Kündigungsschutz oder gar Kinderarbeit.

Als wäre das nicht schon genug, hat Fast Fashion auch massive Auswirkungen auf die Umwelt. Denn obwohl viele Unternehmen nicht bekanntgeben, welche Massen an unnötigen Produkten sie tatsächlich produzieren, lassen sich die Effekte davon doch in Zahlen fassen: In jeder Sekunde, die vergeht, wird ungefähr ein Lastwagen voller oft noch tragbarer Kleidung verbrannt oder in Ländern des Globalen Südens auf Müllhalden entsorgt. Kleidung, die an den Hersteller zurückgeschickt wird, weil sie zum Beispiel nicht passt, wird nicht etwa wiederverkauft, sondern erfährt in vielen Fällen dasselbe Schicksal.<sup>3</sup>

Entlang der Produktionskette wird die Umwelt ebenso belastet: 1.35 Prozent des weltweiten Öl-Verbrauchs und 2 Prozent der globalen Treibhausgas-Emissionen gehen auf die Modeindustrie zurück, 10 bis 20 Prozent der verwendeten Pestizide auf die Textilindustrie. Ganze 35 Prozent des Plastiks in unseren Ozeanen sind jenes Mikroplastik, das beim Waschen von synthetischen Stoffen ins Abwasser gelangt, aus dem es nicht mehr herausgefiltert werden kann.<sup>4</sup>

## Eine imperiale Lebensweise

Das Immer-mehr-haben-Wollen des Globalen Nordens dürfen also, wie so oft, der Globale Süden und die Umwelt ausbaden. Die Politikwissenschaftler Ulrich Brand und Markus Wissen beschreiben diese dysfunktionale Dynamik in ihrem Buch *Imperiale Lebensweise*<sup>5</sup> aus dem Jahr 2017 als eine Lebensweise, die tief in unserem Alltag verankert ist. Sie zeigt sich in der hegemonialen Selbstverständlichkeit des Wohlstands mancher und der Externalisierung von dessen unbequemen Konsequenzen in Gebiete, wo die Nutznießer\_innen des Systems wenig bis nichts davon mitbekommen.

Im Globalen Süden werden Mensch und Natur ausgebeutet, um Rohstoffe zur Verwendung im Globalen Norden zu gewinnen. Die Abfälle und Konsequenzen des übermäßigen Rohstoffverbrauchs im Norden werden dann wieder in den Süden verfrachtet – zum Beispiel in Form von Müll oder von Auswirkungen des menschengemachten Klimawandels, den die Bevölkerung des Globalen Südens als Erste zu spüren bekommt. Imperial ist diese Produktions- und Lebensweise, da sie den Menschen strukturell aufgezwungen wird – zwar nicht von einem Kaiser, aber vom kapitalistischen System selbst.

## ...und eine solidarisch(er)e Lebensweise

Wie können wir uns dem nun entgegenstellen? Brand und Wissen schlagen hierzu eine solidarische Lebensweise vor, mit der die bisherige imperiale ersetzt werden soll: All jene, die eine Entscheidung betrifft, sollen gleichberechtigt am Entscheidungsprozess teilnehmen können. Diese alternative Herangehensweise wird idealerweise nicht als Einschränkung, sondern als Möglichkeit zur Verwirklichung des eigenen Mitspracherechtes gesehen. Es entsteht eine Chance auf eine kooperative Zusammenarbeit. Dabei geht es nicht unbedingt darum, dass bei der Herstellung jedes Kleidungsstücks lang und breit die Farbe diskutiert wird. Ein besseres Beispiel wären etwa Entscheidungen über die Nutzung von Land und Ressourcen. So wie gemeinsam entschieden wird, werden dann aus Solidarität auch die Konsequenzen gemeinsam getragen – eine weniger zerstörerische Denk- und Lebensweise ist die Folge.

Auf dem Weg zu einer solidarischeren Lebensweise gehört zuallererst das Sichtbarmachen der imperialen Lebensweise und Aufklärung über ihre Mechanismen und Konsequenzen. Es braucht die Einsicht ihrer Nutznießer\_innen, dass die eigenen Privilegien auf Ausbeutung und Zerstörung basieren.

Der nächste Schritt ist die konsequente Zurückdrängung der alten Strukturen, um Platz für Neues zu machen. Dazu ist es notwendig, das bestehende kapitalistische Verwertungsimperativ zu kritisieren, globale Wertschöpfungs- und Lieferketten zu verändern und die Weichen neu zu stellen. Sich ganz klar von rassistischen und heuchlerischen Scheinlösungen abzugrenzen und sich dem gegenwärtigen Rechtsruck entgegenzusetzen, muss dabei selbstverständlich sein, sowie Solidarität für jene Betroffenen zu praktizieren, die sich bereits gegen die alten Wege auflehnen. Empathie ist dabei ein wichtiges Stichwort – auch wenn man die Situation von Betroffenen vielleicht selbst nicht nachvollziehen kann oder sie einfach zu weit weg erscheinen.

Ebenso muss die Alternative zur imperialen Lebensweise attraktiv sein und möglichst vieles und viele verbinden. Neben Unter- und Mittelschichten sollte sie idealerweise auch progressive Eliten ansprechen. Außerdem muss diese neue Lebensweise institutionell gefestigt werden: So wie die imperiale Lebensweise durch den kapitalistisch-patriarchalen Staat abgesichert ist und eine materielle Verdichtung der dazugehörigen Machtverhältnisse darstellt, muss eine neue, solidarische Lebensweise abgesichert und institutionalisiert werden. Auf diesem Weg ist sie besser gegen reaktionäre Angriffe geschützt und wird als echte Alternative tragbar.

Nun ist der Weg zu einer solidarischen Lebensweise natürlich ein Prozess, der vor allem durch kollektives Aktivwerden funktioniert. Er wirkt vielleicht ein bisschen zu groß, zu abstrakt. Was kann man also als einzelne Person machen, wenn man daran mitwirken möchte? Anfangen können wir auf jeden Fall damit, Empathie und Solidarität mit jenen zu üben, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen leiden. Wir können aufdringliches Urgency Marketing reflektieren und statt impulsivem Kaufen auf nachhaltigen Konsum achten, indem wir uns aktiv damit beschäftigen, welche Unternehmen ihre Mitarbeiter\_innen und die Natur tatsächlich respektieren – egal, wo auf der Welt. Und natürlich: Bei Missständen nicht wegschauen, sondern laut werden!

**Emilia Ladisich**



1 Nicht zu verwechseln mit dem Bruttoinlandsprodukt (BIP): Das BIP ist die Menge an Geld, die im Inland (von In- und Ausländer\_innen) erwirtschaftet wird, und das BNE ist die Menge an Geld, die von Inländer\_innen (im In- oder Ausland) erwirtschaftet wird.

2 Fashion Checker, Clean Clothes Campaign, URL: [bit.ly/3EYY34D](https://bit.ly/3EYY34D) (Zugriff: 5.5.2025); Darmo, Jennifer: 14 Hard Facts and Statistics About Fast Fashion and the Industry Behind It, Good On You, URL: [bit.ly/43jBuzx](https://bit.ly/43jBuzx) (Zugriff: 5.5.2025)

3 Darmo: 14 Hard Facts and Statistics

4 Darmo: 14 Hard Facts and Statistics

5 Brand, Ulrich / Wissen, Markus: *Imperiale Lebensweise*, oekom verlag München 2017

# Einmal bitte alles gleichzeitig

„Du darfst alles werden, Hauptsache glücklich“, lautete der Erziehungsleitsatz für zahlreiche Gen-Z-Kinder, vor allem für die, die in eher privilegierten Verhältnissen aufwuchsen. Die mittlerweile jungen Erwachsenen, denen vermeintlich die Türen der Welt offenstehen, wollen tatsächlich alles werden. Doch genau das scheint sie oft in eine mehr oder weniger große Sinnkrise zu bringen – woran liegt das?

Täglich sehen wir unzählige Bilder von Menschen, die sich scheinbar ihre Lebensträume erfüllen: Backpacken in Südostasien, heiraten, Erasmus in Portugal, Studienabschluss, Umzug nach Berlin, Halbmarathon, Gemeinschaftsgarten, erstes Kind, krasser Job, und so weiter. Obwohl es für einen einzelnen Menschen schlicht unmöglich ist, all dies gleichzeitig zu tun, meinen wir ständig, etwas zu verpassen. Nach dem Swipen bleibt ein Mangelgefühl: etwas nicht zu haben, nicht zu erreichen, nicht zu erleben. Die ‚FOMO‘ (Fear of missing out) ist mal mehr und mal weniger konkret. Kein Mensch kann verarbeiten, dass es sich bei den Bildern in sozialen Medien um sorgsam kuratierte Höhepunkte handelt, um Momentaufnahmen vieler verschiedener Leben. Interessant ist auch, dass sich viele dieser ‚Lebensträume‘ widersprechen, wir sie aber trotzdem gleichzeitig vermissen können: jung heiraten und Kinder bekommen, aber auch unabhängige Weltenbummlerin sein; busy Businesslifestyle und entspanntes Zen-Mindset – wir wollen es alles haben.

Ich möchte gar nicht unbedingt sagen, dass wir weniger wollen sollten. Das Problem sehe ich eher darin, dass unsere Vorstellung vom glücklichen Leben zutiefst von der kapitalistischen und heteropatriarchalen Gesellschaft, in der wir leben, geprägt ist. Das Wort ‚glücklich‘ hat ein Echo, das sich ungefähr so anhört: erfolgreich, gebildet, kultiviert, bereist, geliebt, vermehrt. Die Tücke daran ist die neoliberale Erzählung, das gute Leben sei immer gerade außer Reichweite – obwohl es in Wirklichkeit immer unrealistischer wird.

Die Kulturtheoretikerin Lauren Berlant nennt das Spannungsverhältnis zwischen blühenden Zukunftserwartungen und prekären Lebensbedingungen „grausamen Optimismus“.<sup>1</sup> Menschen halten emotional an falschen Versprechen fest. Beispielsweise am Versprechen, durch romantische Liebe Erfüllung zu finden, obwohl das heteronormative Partnerschaftsmodell strukturelle Ungleichheit und patriarchale Gewalt hervorbringt. Oder am Versprechen von sozialem Aufstieg durch harte Arbeit, obwohl das in einem immer prekärer werdenden Arbeitsmarkt kaum noch möglich ist. Grausam ist dieser Optimismus, weil

das Begehren selbst unserem Wohlergehen im Weg steht.

## Der Traum von einem besseren Leben, der nie in Erfüllung tritt, hält uns in dauerhafter Unzufriedenheit gefangen.

Eine zentrale Funktionsweise des Kapitalismus besteht laut Julian Kuppe darin, dass Bedürfnisbefriedigung die Form von Waren annimmt.<sup>2</sup> Die Meilensteine, die vermeintlich zu einem ‚glücklichen Leben‘ dazugehören, werden zu Konsumgütern. Wir konsumieren Orte, Beziehungen und Erfahrungen – und sind dabei so mit der Optimierung unserer Lebensläufe beschäftigt, dass wir verpassen, uns wirklich auf sie einzulassen. Mehr Menschen kennenlernen, auf jeder Party tanzen, viel reisen, neue Hobbys, teure Events – das alles kann zur Anhäufung von sozialem und kulturellem Kapital werden.

Da Reisen, Umzüge, Freizeitgestaltung, soziale Kontakte und berufliche Erfolge immer eine Frage von sozialer Klasse sind, ist diese Form der Bedürfnisbefriedigung grundsätzlich exklusiv. Doch selbst wer Zugang hat, findet oft keine echte Erfüllung – denn immer bleibt das Gefühl, dass noch etwas fehlt.

Können wir unsere Bedürfnisse nach Nähe, Zugehörigkeit und Selbstverwirklichung auch auf eine Weise decken, die weder auf Konsumgüter noch auf trügerische Idealvorstellungen zurückgreift? Sicher. Doch sich von der gesellschaftlichen Vorstellung eines ‚glücklichen Lebens‘ zu lösen ist keine individuelle, sondern eine strukturelle Aufgabe. Wer hier auf einen hoffnungsvollen Appell wartet, den muss ich leider enttäuschen – auch das wäre wahrscheinlich ein falsches Versprechen.

Lucie Wohlfarth

<sup>1</sup> Berlant, Lauren: Cruel optimism. Duke University Press, 2011.

<sup>2</sup> Kuppe, Julian: Wie die Milch ins Glas kommt, URL: [bit.ly/4k0notY](https://bit.ly/4k0notY) (Zugriff: 18.05.2025)





# Was macht der Kapitalismus mit unseren Körpern?

Gesund zu sein, ist längst nicht mehr genug. Der Kapitalismus fordert makellose, vermarktbar Körper. Doch mit welchen Strategien gelingt ihm das? Und wie können wir uns vom Schönheitsideal befreien?

## Zwischen Kapitalismus, Körperbildern und Social Media

Im letzten Jahrzehnt hat sich viel getan, was Schönheitsideale betrifft. Die ‚BodyPositivity‘-Bewegung setzt sich für die Akzeptanz und Wertschätzung aller Körper ein. Zusätzlich bietet Social Media Menschen die Möglichkeit, sich miteinander zu identifizieren und Accounts zu folgen, die reale Körper zeigen, Schönheitsmythen entlarven und neue Perspektiven eröffnen. Andererseits verbreiten sich über die sozialen Medien toxische Schönheitsideale schneller denn je. Die 2000er Modetrends sind zurück, ebenso wie das damit verbundene Ideal des ‚skinny‘ Körpers. Angesagte Marken entwerfen weiterhin Mode für norm schöne Körper und was wir auf *Instagram*, *TikTok* und Co sehen, bestimmen oft Algorithmen und nicht wir selbst. Die Auswirkungen idealisierter Körperbilder im Internet auf Jugendliche hat *Safer Internet* in einer Studie untersucht.<sup>1</sup> Laut den Ergebnissen würde mehr als die Hälfte der Jugendlichen ihr Aussehen gerne verändern und jede\*r vierte hat bereits über eine Schönheitsoperation nachgedacht. Zusätzlich ist die Zahl an Essstörungen bei Mädchen zwischen zwölf und 17 laut der *Kaufmännischen Krankenkasse* von 2019 bis 2023 um fast 50 Prozent gestiegen.<sup>2</sup> Obwohl es sich manchmal so anfühlt, als hätten wir bereits große Fortschritte gemacht, kämpfen wir teils heute noch mit ähnlichen Problemen wie um die Jahrtausendwende und der Kapitalismus trägt eine entscheidende Mitschuld daran.

## Die Spielregeln im Kapitalismus

Die westliche Schönheitsnorm schreibt zahlreiche Regeln für unser Aussehen vor: Wir sollen schlank, gesund, fit und jung sein mit straffer, reiner Haut und symmetrischen Gesichtszügen. Während Männer groß und athletisch sein sollen, wird von Frauen hingegen eine zierliche Figur mit Kurven an den ‚richtigen‘ Stellen erwartet. Die Modeindustrie bleibt binär, denn für andere Geschlechtsidentitäten scheint in der Schönheitsindustrie kein Platz zu sein. Die Bewertung aufgrund des Äußeren nennt man ‚Lookismus‘.<sup>3</sup> ‚Body Shaming‘ beschreibt hingegen eine Art von Demütigung, Beleidigung und Diskriminierung von Menschen

aufgrund ihres Aussehens.<sup>4</sup>

Diversität ist dem kapitalistischen Schönheitsideal ein Fremdwort. Körper, die von der Norm abweichen, etwa Schwarze Menschen, ältere Personen, dicke Menschen oder Menschen mit Behinderung, werden diskriminiert. Zwar setzen einige Marken mittlerweile auf mehr Diversität in ihren Kampagnen, jedoch scheint es so, als würden unter anderem dicke Menschen nur ‚alibi-mäßig‘ gezeigt, aber nicht konsequent repräsentiert – beispielsweise, wenn größere Kleidergrößen im Geschäft dann trotzdem fehlen.

Das westliche Schönheitsideal ist nicht nur ausgrenzend, sondern auch unerreichbar. Genau wie die Modetrends verändert es sich ständig. Während vor wenigen Jahren noch der kurvige ‚Kardashian-Body‘ gefeiert wurde, erlebt derzeit der extrem dünne Körper der 2000er ein Comeback. Wer versucht, sich diesen wechselnden Idealen anzupassen, läuft einem endlosen Kreislauf hinterher. Je stärker unser Wunsch ist, dem Ideal zu entsprechen, desto bereitwilliger konsumieren wir: Kleidung, Kosmetik, Schönheitsoperationen, Fitness-Abos. Der Markt ist grenzenlos und lebt von unserer Unzufriedenheit. Solange ‚schöne‘ Körper dabei helfen, Produkte zu verkaufen und wir als Konsument\*innen diesem System nicht kritisch begegnen, wird sich wenig daran ändern. Der Kapitalismus bedient sich bewährter Strategien, um uns dieses Ideal täglich in unterschiedlichster Form zu vermitteln, sei es in Werbespots, auf Plakatwänden oder in den sozialen Medien. Durch diese ständige Demonstration von makellosen, oft digital bearbeiteten Körpern entsteht eine vermeintliche ‚Normalität‘. Alles, was dem Ideal entspricht, gilt als gesellschaftlich akzeptiert, und Körper, die nicht in dieses Bild passen, erscheinen im Umkehrschluss als ‚abnormal‘. Realistische, unbearbeitete Körper oder solche, die nicht den gängigen Schönheitsnormen entsprechen, sehen wir viel zu selten. Die systematische Ausgrenzung und mangelnde Repräsentation nicht norm schöner Körper macht es deutlich: Schönheit ist politisch.

## Gegenentwürfe zum Schönheitsideal

Gleichzeitig entstehen Projekte, die bewusst mit den kapitalistischen Schönheitsidealen brechen. So lief etwa im Kosmos Theater diesen Mai das Stück *14.000 KILO – Ein Abnehmkampf frei nach Moby Dick*, in dem ein mehrgewichtiges Ensemb-

le auf der Bühne stand.<sup>5</sup> Auch auf Social Media wehren sich Akteur\*innen aktiv gegen toxische Körperideale. Influencerinnen wie *gesinadem*<sup>6</sup> und *sammagehtsnochjunge*<sup>7</sup> hinterfragen auf Instagram problematische Trends und klären kritisch über die Schönheitsindustrie auf. Und in ihrem Buch *Riot, don't diet!*<sup>8</sup> wendet sich Elisabeth Lechner explizit gegen diskriminierende Körpernormen und ruft zu einem empowernden Umgang mit dem eigenen Körper auf. Doch reicht es aus, sich mit solchen Inhalten zu umgeben, um dem kapitalistischen Schönheitswahn zu entkommen? Projekte wie diese sind wichtig, weil sie alternative Räume schaffen, in denen sich mehr Menschen jenseits des ewigen Normkörpers wiederfinden können. Und doch ist die Realität ernüchternd, denn in den großen Werbekampagnen dominieren weiterhin starre Schönheitsideale und eine wahrhaft inklusive Repräsentation bleibt immer noch aus. Selbst, wenn wir theoretisch wissen, wie ungerecht, ausgrenzend und unerreichbar diese Ideale sind, fällt es schwer, sich ihnen innerlich zu entziehen. Wie soll man sich auch befreien, wenn uns täglich schlanke, weiße, scheinbar glückliche Menschen als Maßstab präsentiert werden? Ein erster Schritt kann sein, die Wut über diese ständigen Vorgaben zuzulassen. Wut gilt oft als negative Emotion, jedoch kann sie ein wichtiger Motor sein, um mit dem Perfektionskult zu brechen. Ebenso kann es helfen, im Alltag ein Korrektiv zu bieten, wenn wieder jemand vergisst, dass nicht nur Menschen mit Size-Zero-Körper kurze Kleidung tragen dürfen. Vielleicht hilft auch ein Hobby, das den eigenen Körper nicht für sein Aussehen, sondern für seine Stärke wertschätzt.

Veränderung muss aber auch auf struktureller Ebene stattfinden. Die genannten Studien zeigen, dass eine intensivere Thematisierung von Schönheitsnormen in der Schule dringend notwendig ist. Außerdem ist eine stärkere Auseinandersetzung mit Geschlechterrollen und eine Förderung der Medienkompetenz nötig.

Abgesehen davon kann es uns helfen, nicht bei jedem Trend mitzumachen und, wo es geht, den ständigen Konsum zu verweigern. Oder sich daran zu erinnern, dass nicht alles von heute auf morgen gehen muss. Manchmal reicht schon die Erkenntnis: Wir tun bereits viel. Wir sind genug.

**Carolin Pflieger**



- 1 Safer Internet: Neue Studie: Schönheitsideale im Internet. URL: [bit.ly/4kpuQia](https://bit.ly/4kpuQia) (Zugriff 17.05.2025)
- 2 KKH Kaufmännische Krankenkasse: Im Netz der Beauty-Polizei? Starker Anstieg bei Essstörungen. URL: [bit.ly/433PYoj](https://bit.ly/433PYoj) (Zugriff 16.05.2025)
- 3 Warhurst, Christ, et al.: Lookism: The New Frontier of Employment Discrimination?, in: *Journal of Industrial Relations* 51 (1/2009), S. 130-140
- 4 Lechner, Elisabeth: Looks Matter. Von Schönheitsarbeit, Body Shaming und der lookistischen Diskriminierung von dicken Frauen. In: Birgit Sauer, Asiye Sel, Ingrid Moritz (Hrsg.): *Körperbilder, Körpersymbole und Bekleidungs-vorschriften*, Wien 2020, S. 20-44
- 5 14.000 KILO – Ein Abnehmkampf frei nach Moby Dick von Maria Sendlhofer im Kosmos Theater (Eigenproduktion). URL: [bit.ly/45fC4kk](https://bit.ly/45fC4kk) (Zugriff 16.05.2025)
- 6 @gesinadem auf Instagram: [bit.ly/433Pgr9](https://bit.ly/433Pgr9) (Zugriff 17.05.2025)
- 7 @sammagehtsnochjunge auf Instagram: [bit.ly/3SaJP3r](https://bit.ly/3SaJP3r) (Zugriff 17.05.2025)
- 8 Lechner, Elisabeth: *Riot, don't diet!*, Kremayr & Scheriau, Wien 2021



# Der Körper zwischen Mensch und Welt

Manchmal kommt es einem so vor, als sei der Körper der Schauplatz unseres Selbst. Der Schauplatz, der unsere äußere Hülle verkörpert und der Welt entgegentritt. Der Körper bin ich, der Körper sind wir und die Welt ist unser aller Körper. Er ist Teil unserer Identität, unseres Selbstbewusstseins und gleichzeitig ist er auch für andere da – wenn wir Arbeit verrichten, ein Kind in uns tragen oder schlicht durch bloße Präsenz in Beziehung zu anderen treten. Unser Körper erhält Leben ganz gleich, ob wir bewusst daran denken oder nicht. Erst durch ihn können wir Teil der Welt sein und sind verortet im Hier und Jetzt. Wie macht der Körper uns zu der, die wir sind? Inwiefern hängt unser Begehren mit uns als Subjekt und der Gesellschaft zusammen? Diese zwei Fragen möchte ich mit Hilfe von Hegels Philosophie beleuchten.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel hat sich mit dem Subjekt und seinen Begehrensstrukturen in seinem Hauptwerk der *Phänomenologie des Geistes*<sup>1</sup> auseinandergesetzt und den Körper dabei in seine dialektische Einheit mitaufgenommen. Eine dialektische Einheit besteht darin, eigentlich gegenseitig Ausschließendes in seiner Widersprüchlichkeit zuzulassen und somit zu einem Moment zu gelangen, in dem sowohl Positives als auch Negatives miteinander existieren können. Ein Beispiel dafür ist gerade die Begierde, wenn man sie nicht nur als lustvolles Begehren, sondern auch als natürliches Begehren versteht wie zum Beispiel das Hungergefühl. Die positive Seite daran ist der Erhalt der eigenen Funktionsfähigkeit des Körpers und seiner Gesundheit. Die negative Seite ist aber, dass dafür zugleich etwas vernichtet oder getötet wird, wie Pflanzen, Tiere oder Teile der Natur im Allgemeinen. Das Begehren ist hier also ein natürliches, unwillkürliches Wollen, das einfach eintritt, ohne dass es bewusst gemacht wird.

Auf selbstbewusster Ebene hat das Begehren nach Hegel aber auch eine dialektische Struktur. Und zwar begehren wir auch Dinge oder Menschen, um etwas zu haben oder zu sein, das uns als Subjekt ausmacht und bestimmt. Der Körper ist dabei der Austragungsort und Vermittler zwischen uns als denkendem, wollendem Subjekt und dem Anderen als Subjekt, bzw. der Welt.

Der Körper ist also nicht nur biologisches Faktum, sondern zugleich ein Medium, durch das wir uns selbst und die Welt erfahren. Er ist der Ort, an dem sich unser Begehren manifestiert, sei es in Form von Hunger, Lust oder dem Streben nach Aner-

kennung. Hegel zeigt, dass das Begehren immer auf etwas anderes gerichtet ist – auf etwas, das außer uns liegt und mit dem wir uns verbinden oder das wir uns aneignen wollen. Doch dieses Begehren ist nicht nur ein rein subjektiver Prozess, sondern genauso ein sozialer und historischer. Er ist eingebettet in die Strukturen unserer Gesellschaft und wird von diesen geprägt. Genauso sind die kapitalistischen Strukturen tief verwurzelt im Begehren, die sich auf das einzelne Subjekt sowie auf die Gesellschaft an sich richten.

## Der Körper als Ort des Begehrens und der Entfremdung

Im Kapitalismus wird der Körper oft auf eine doppelte Weise instrumentalisiert. Einerseits ist er ein Produktionsmittel, das in der Arbeitswelt ausgebeutet wird, andererseits ist er ein Konsumobjekt, das durch den Markt geformt wird. Der Körper wird zur Ware, sei es durch die Arbeitskraft, die er bereitstellt, oder durch die Art und Weise, wie er in der Konsumkultur inszeniert wird. Diese Instrumentalisierung des Körpers steht in einem Spannungsverhältnis zu meiner Lesart, wie Hegel den Körper begreift, und zwar als Vermittler zwischen Geist und Welt. Unser Körper ermöglicht es, uns in der Welt zu verorten und mit ihr in Beziehung zu treten. Im Kapitalismus wird der Körper jedoch zu etwas gemacht, das nicht mehr als Ausdruck des Subjekts verstanden werden kann, sondern als etwas, das optimiert, verkauft oder konsumiert wird – der Körper ist also ein entfremdeter. Dies zeigt sich beispielsweise in der Schönheitsindustrie, in der der idealisierte Körper ein Objekt der Begierde darstellt und in der der Imagination von Perfektionsansprüchen keine Grenzen gesetzt sind. Das Begehren, das Hegel als eine natürliche und dialektische Bewegung beschreibt, wird hier in eine endlose Spirale des Konsums übersetzt. Gerade weil das Begehren ein natürlicher Teil des Menschen ist, besteht seine Attraktivität in Warenform. Es ist normal, zu begehren. Allerdings bleibt die natürliche Begehrensstruktur auch ohne Kapitalismus bestehen, denn nach Hegel ist sie ein in sich wiederkehrender, dynamischer Prozess des Subjekts. Doch was bedeutet diese Entfremdung für uns? Der entfremdete Körper ist nicht mehr nur ein Medium der Selbstverwirklichung, sondern wird zum Schauplatz von angeeigneten Stigmata. Die Schönheitsideale sind in erster Linie Ausdruck gesellschaftlicher Machtverhältnisse und keine individuelle Kreation.

## Das Potential von Körpern und Freiheit

Für Hegel strebt das Subjekt Selbstverwirklichung und radikale Freiheit an. Gleichzeitig stecken wir aber auch in einem Prozess oder einer Geschichtlichkeit, aus der wir uns nicht so leicht loslösen können. So sind unsere Möglichkeiten einerseits beschränkt, weil sich gesellschaftlicher Wandel nur unter bestimmten Voraussetzungen gestalten lässt. Andererseits liegt in individueller Selbstständigkeit und Kreativität auch ein Potential von Freiheit, das zu jeder Zeit entfacht werden kann. Gerade in Hegels Philosophie wird die enge Verwobenheit von Mensch und Welt deutlich, in der der Körper eine einzigartige Rolle einnimmt.

Gesetze und Notwendigkeiten haben sich im Laufe der Geschichte für den Menschen genauso verändert wie er sich selbst. Das heißt, dass der Mensch selbst Einfluss auf die Formulierung von Gesetzmäßigkeiten und ihrer Funktionsweise hat, weil er selbst in ihnen eingeschrieben ist. Die Begehrensstruktur zeigt bereits auf, dass der Mensch auf etwas gerichtet ist, dass er sich einverleiben will und sogar muss. Ein mögliches Potential liegt womöglich in der Bewusstwerdung auf die zwischenmenschlichen Beziehungen, die wir eingehen. Denn in ihnen können wir uns als Individuum aber auch als Gesellschaft erst selbst erkennen und weiterentwickeln. Der Körper ist dabei einerseits die Möglichkeit auf Manifestation dieses Potentials, indem wir uns durch ihn ausdrücken und zeigen, und andererseits ist er auch die Begrenzung des Potentials, denn er ist ein natürlicher Organismus, der sterblich ist und außerdem gerade in seinem Mangel erst über sich hinausstrebt.

Sind nicht gerade unsere Imperfektionen irgendwo menschlich? Wieso wollen wir dann unsere Körper verändern und nicht unser Denken über sie? Die Frage nach der Freiheit des Körpers ist daher die gleiche Frage wie diejenige nach der Freiheit des Subjekts. Der Körper ist kein Schauplatz unseres Selbst und zugleich ist er es doch. Er ist der Ort, an dem sich die Welt in uns spiegelt und in dem wir unser Innerstes nach außen kehren. Er lässt die Widersprüche des Lebens zu – Freiheit und Begrenzung zugleich.

**Elin Samson**

1 Hegel, G.W.F (1988): Die Phänomenologie des Geistes. Meiner, Hamburg.

# Da ist Glück im Ausbruch

Es geht ein Gespenst um in der Welt – das Gespenst der Transsexualität. Trans\* sein ist viel mehr als geschlechtlich: Es ist gelebtes (Auf-)Begehren.

Was macht uns Transmenschen denn eigentlich so gefährlich, bitte? Wieso klauen sie in den USA den Eltern die Transkinder, um sie umzuerziehen? Wieso machen sie es uns so schwer an überlebenswichtige Therapien heranzukommen? Weil wir so lange warten müssen, dass einige von uns in der Zwischenzeit Suizid begehen – nein, ich muss das anders formulieren – dass einige von uns in der Zwischenzeit durch langsame Vernachlässigung umgebracht werden.

**Wieso müssen wir fast immer darauf beharren, dass wir todunglücklich mit unserem Körper seien, damit wir überhaupt in irgendeiner Form vom Gesundheitssystem berücksichtigt werden?**

Wieso entscheiden Psycholog\*in und Psychiatrer\*in, ob ich die Titten neu dran oder abgesäbelt bekomme, als ob Trans\* eine psychische Krankheit wäre? Wieso werden wir so lange von den Medien, Online-Kommentaren und sogar Menschen, von denen wir dachten, dass sie uns lieben, gemobbt, bis wir entweder lieber diese Erde verlassen, nie wirklich wir selbst werden können und verändern, damit wir wieder geliebt werden? Klar, wenn wir höchst depressiv und körperdysphorisch sind, dann wird's für alle anderen auch ein bisschen unattraktiver, über das eigene Gender nachzudenken. Warum haben Länder wie die USA und Großbritannien in den letzten Monaten gesetzlich festgelegt, dass es uns nicht gibt, und damit deutlich gemacht, dass unsere Form von Leben nur ein irres, wokes Hirngespinnst ist? Sogar die scheiß Naturwissenschaft hat gecheckt, dass wir, trotz unser übernatürlichen Cuntiness, fucking real sind. Wir werden öffentlich sabotiert und zu der Frage, warum zum Teufel so viel Energie dafür aufgebracht wird uns klein zu halten, gehen mir seit ein paar Wochen ein paar Gedanken durch den Kopf.

Mein Coming-Out als trans\*/agender/nicht-binär/gender-queer (bei Gott, diese Label gehen mir so am Arsch vorbei) kam ganz anders, als ich dachte, dass es kommen müsste. Ich hatte einen Text gelesen, wo es hieß, dass Menschen nicht trans\* sind, weil sie ihre Körper hassen. Sie sind es, weil sie erkannt haben, dass es möglich und schön ist. Trans\* bedeutet nicht in erster Linie tiefen Schmerz, sondern die Erkenntnis, dass wir Menschen Gender erfunden haben und daher auch weiter erfinden dürfen. Trans\* bedeutet ein dickes,

destabilisierendes ‚FUCK YOU‘ an die patriarchale Idee, dass ‚Cock‘ gleich Macht und Gewalt und ‚Pussy‘ gleich gebärende und anbietende Selbstaufopferung bedeutet. Trans\* bedeutet dem Gefühl von Glück zu vertrauen, ihm nachzugehen in einer Welt, die sich vom Unglück nährt. Ich hatte schon länger mit dem Gedanken gespielt, mit dem Frau-sein aufzuhören. Aber erst die Info, dass ich nicht todesunglücklich mit meinen Titten sein muss, damit ich eine echte Transe bin, zeigte mir, dass es möglich war. Ich bin trans\*, weil es sich besser als alles zuvor anfühlt. Ich bin trans, weil ich Appetit hatte und schon der erste Bissen mir zeigte, dass ich tatsächlich ausgehungert war. Ich bin trans, weil ich die Freude, die mit jedem Paar Augen kam, was statt einem Geschlecht eine lebendige Kreatur in mir gesehen hat, ernst genommen habe. Weil ich mich ernst genommen habe, mein Gefühl, meine Existenz – ohne Angst davor zu haben, wie ich wohl von der Gesellschaft dafür bestraft werden könnte. Das ist es, was uns so gefährlich macht in den Augen der Lohnarbeits- und Bruttoinlandsprodukttreiber.

Marx schreibt über die Lohnarbeit wie über eine narzisstische, übergriffige, alles in allem toxische Beziehungsperson: „Sie entfremdet dem Menschen seinen eigenen Leib, ebenso wie die äußere Natur, sein geistiges Wesen, sein menschliches Wesen.“<sup>1</sup> Nur, dass es sich eben leider nicht um eine beendbare Scheißbeziehung handelt, sondern um eine Beziehung, aus der wir ohne fettes Erbe oder Lottogewinn nicht herauskommen. Was Marx hier beschreibt, haben wir Lohnarbeitende und Care-Arbeitende alle schon erlebt: Wir fahren uns Mate und Kaffee rein, um noch ein paar Stunden mehr Profit für unsere Chefs zu scheffeln – auch wenn alles in unserem Körper nach Schlaf schreit. Wir arbeiten trotz Krankheit und Kummer. Wir arbeiten lange Schichten, auch wenn es uns und unsere Beziehungen kaputt macht. Wir schlucken Wut und Ekel herunter, wenn Chefs und Kolleg\*innen üble Kommentare über unsere (rassifizierte, gegenderte, klassenspezifische oder neurodivergente) Realität machen, um den reibungslosen Arbeitsablauf und unsere Jobs nicht zu gefährden. Wir machen uns als feminisierte und rassifizierte Personen vorm weißen Patriarchat klein und sagen nichts, wenn wir ausgenutzt werden.

**Wir übergehen das, wonach unser Körper sich sehnt, was wir begehren, unsere Wut, unsere Gesundheit, unsere Freude, unser Gefühl, unsere Freiheit.**

Jaeggi schreibt über die entfremdete Person, dass sie sich so rigide an das ihr auferlegte Selbstbild klammert, dass sie sich jeglicher Infragestellung dieser Rolle verschließt.<sup>2</sup> Sich zu öffnen, würde einen unbequemen, reibungsvollen Prozess bedeuten, in dem wir uns mit unseren inneren, unterdrückten Seiten auseinandersetzen müssten. Was ist, wenn ich nicht hetero oder cis bin und welche Privilegien, Sicherheiten müsste ich dann aufgeben? Werde ich ausgenutzt, weil ich als feminisierte/rassifizierte Person nicht als ganzer Mensch gesehen werde? Was bedeutet Glücklichein und ist das in diesem System möglich?

Die Entfremdung lässt uns die uns bekannten cis-heterosexistischen, rassifizierten, klassenspezifischen Kategorien gegenüber der inneren Reibung dieser schwierigen Fragen als sicher empfinden. Wer sich stolz als fleißige\*r Arbeiter\*in sieht, wird das Gefühl ausgebeutet zu werden, vielleicht eher heruntergeschlucken. Wer sich zuerst als ‚Caregiver‘ oder über die eigene Normschönheit identifiziert, wird wahrscheinlich die Bedürfnisse des Kapitalo-Patriarchats eher über die eigenen stellen. Natürlich dienen uns diese Narrative dazu, in den Rollen, die wir aufgestülpt bekommen, in die wir uns hineinzwängen müssen, zu überleben, einen Sinn zu finden. Sie dienen jedoch auch dazu, die Gewalt dieser Rollen ignorieren zu können. Wenn ich mich nur gut genug anpasse und selbst knebele, dann kann ich die Gewalt, die den Unangepassten gilt, vermeiden. Dann kann ich mich vor Bestrafung durch systematische Armut, Justiz oder soziale Abweisung schützen. Gegenüber dieser Bestrafung kommt uns die Gewalt, die wir als FLINTA\*, Arbeiter\*innen oder rassifizierte Menschen konstant zu spüren bekommen, eher als erträglich vor.

Die Entfremdung bedeutet nicht nur die Taubheit, die uns nicht spüren lässt, wie wir eh durch unsere Stellung in der Hierarchie bestraft werden, sondern auch eine Taubheit anderen gegenüber.

**Wenn wir nicht lernen, unsere eigene (Un-)Freiheit ernst zu nehmen, dann lernen wir auch nicht, die (Un-)Freiheit anderer ernst zu nehmen.**

Die Entfremdung macht es uns bequemer, an einer wohnungslosen Person vorbeizuschauen, die uns um Hilfe bittet. Sie erlaubt es uns, ohne Gewissensbisse Täter zu verteidigen. Sie lässt uns in den Nachrichten verstümmelte Kinder sehen,

ohne dass wir den Drang verspüren, sie zu schützen.

Echte, gelebte Solidarität kann nur dort entstehen, wo Menschen sich (gegenseitig) fühlen und innere und äußere Reibung aushalten können. Trans\* Menschen zeigen uns, dass es sich lohnt, dem, was wir in uns spüren, zuzuhören, statt es leiser zu drehen. Wenn wir unserer Intuition nachgehen, für uns selbst da zu sein, für uns selbst zu kämpfen, dann können wir auch eher für andere kämpfen. Das ist der bewusste oder unbewusste Grund, warum wir öffentlich fertig gemacht werden: Unsere Freude, unser Zusammenhalt außerhalb der Norm schwächt das Narrativ der Anpassung, schmälert den vermeintlichen Komfort der Entfremdung. Nur wenn wir uns gemeinsam auf den reibungsvollen Weg aus der Entfremdung hin zum Fühlen machen, werden wir erkennen, dass die Erfüllung, die sich daraus ergibt, so viel größer ist als die Angst vor der Bestrafung.

**Das ist es, was Trans\* Menschen der Welt zeigen: Da ist Glück im Ausbruch!**

**Zoë Rübbert**



1 Marx, K. (1932). Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844. In K. Marx & F. Engels (Hrsg.), Marx-Engels Werke (Ergänzungsband, 1. Teil, S. 516). Berlin: Dietz Verlag.

2 Jaeggi, Rahel: Entfremdung, Frankfurt a. M. 2005

3 Mehr dazu in diesem Buch, was ich seit Januar gleich zweimal gelesen habe: Raha, Nat, & Mijke, van der Drift: Trans Femme Futures: Abolitionist Ethics For Transfeminist Worlds, London 2024

# Sex, Kapitalismus und andere Erschöpfungen

Was passiert, wenn Intimität zur Ware wird? Wenn Körper verglichen, Gefühle bewertet und Beziehungen wie Märkte organisiert werden? Dieser Text fragt, wie sich Kapitalismus in unser Begehren einschreibt und was wir dabei verlernen, zu wollen.



Alle reden über Lust, doch kaum jemand über den Druck, der mit ihr einhergeht. Nähe, Intimität, Sex – all das soll gleichzeitig erfüllend, heilsam, emanzipiert und verdammt noch mal gut organisiert sein. Zwischen Arbeit, Sport, Selfcare und einem Gefühl permanenter Überforderung scheint das Begehren oft zu verschwinden. Und wenn es auftaucht, wirkt es fremd – als hätte sich jemand anderes darin eingeschrieben. Zurück bleibt das Gefühl, dass etwas fehlt: ein echtes Spüren, ein freies Begehren. In einer Welt, in der der eigene Körper zum Projekt, ein:e Partner:in zur Statusfrage und Sex zur Selbstoptimierung geworden ist, wird Lust zum nächsten Punkt auf der To-do-Liste und fühlt sich oft genauso an: anstrengend, kalkuliert, funktional.

Doch was passiert mit dem Begehren, wenn es sich nicht frei entfalten darf, sondern funktionieren muss?

## Lust als Leistung

Im Kapitalismus wird alles zur Leistung, auch die Sexualität. Lust muss effizient, erfolgreich, messbar sein. Wer nicht kommt, gilt schnell als Versager:in. Wer zu viel verlangt, als „zu anspruchsvoll“. Begehren wird zur Aufgabe, Sex zum Projekt. Und wer dabei nicht performt, schweigt meist – aus Angst, aus Scham, aus Gewohnheit.

Das kapitalistische Subjekt trägt für alles die volle Verantwortung – auch für die eigene sexuelle Erfüllung. Scheitert das, liegt die Schuld bei einem selbst. Was dabei entsteht, sind oft Schuldgefühle, geringes Selbstwertgefühl und das Schweigen über kollektive Erfahrungen.

Wie wäre es, nicht mehr an der eigenen Optimierung zu arbeiten, sondern an der Selbstzuwendung? Statt besser, schöner, offener, entspannter zu sein, einfach mal: da sein. Kleine Dinge tun, die gut tun. Nicht, weil sie nützlich sind, sondern weil sie spüren lassen, dass nicht alles kontrollierbar und vieles trotzdem schön ist. Vielleicht beginnt eine andere Form von Intimität genau dort, wo wir aufhören, uns zu korrigieren, zu optimieren und beginnen, unsere Widersprüche, Grenzen und Bedürfnisse ernst zu nehmen. Eine gedankliche Annäherung an die Erschöpfung, die so viele begleitet und doch so selten zur Sprache kommt.

## Der Körper als Projekt, Dating als Markt

Kapitalismus kennt keine Pause. Auch nicht in der Liebe. Der Körper wird vermessen, verbessert, vermarktet. Wer in Beziehungen begehrt werden will, muss sich gut verkaufen und davor meist optimieren: den Körper formen, straffen, rasieren, pflegen; sich selbst als begehrenswert inszenieren, aber ohne dabei zu viel zu wollen und ohne verkrampft zu wirken. Liebe erscheint wie ein Nebenprodukt der Selbstdisziplin. Dating-Apps funktionieren wie Supermärkte, in denen man durch Regale voller Menschen scrollt, auf der Suche nach dem besten Deal. Und wo man sich selbst als den besten Deal darstellt. So verändert sich auch das Verständnis von Begehren. Schönheit wird zur Währung. Wer schön ist, wird geliked, wer geliked wird, scheint wertvoll und wer wertvoll sein will, beginnt früher oder später, sich selbst mit den Maßstäben dieses Systems zu messen. Die Idee, dass sich emotionale Nähe zwischen Menschen oft unerwartet ergibt, wird ersetzt durch die Vorstellung, dass sie das Ergebnis richtiger Auswahl, richtiger Performance, richtiger Optimierung ist.

Kaum jemand hat diesen Wandel am Dating-Markt so präzise beschrieben wie die Soziologin Eva Illouz, die sich seit Jahrzehnten mit der Frage beschäftigt, was geschieht, wenn sich die Logik des Marktes in das Feld der Gefühle einschreibt. In *Warum Liebe endet* analysiert sie, wie spätmoderne Subjekte Beziehungen zunehmend wie Konsumgüter behandeln. Das hängt laut der Soziologin mit einer liberalisierten und größeren Auswahl an Partner:innen zusammen. Das Überangebot an Optionen führt laut Illouz jedoch nicht zu mehr Glück, sondern zu Unsicherheit über den eigenen Wert – und den der anderen. Hohe Verfügbarkeit trifft auf geringe Verbindlichkeit, Bindungsversuche scheitern früh, Beziehungen bleiben flüchtig. Der Konkurrenzdruck macht auch vor dem Begehren nicht halt.

Illouz beschreibt, wie sich „der Triumph der Liebe und der sexuellen Freiheit“ mit einem „Eindringen

der Ökonomie in die Maschine des Begehrens“ verschränkt. Der sexuelle Wettbewerb verändere die Struktur des Begehrens selbst: „Das Begehren nimmt die Eigenschaften des ökonomischen Austauschs an, es wird durch Angebot und Nachfrage, Knappheit und Überangebot geregelt.“<sup>1</sup>

Im Zentrum steht dabei die Frage nach Wert: Wer ist wie viel wert? Wer wird begehrt und wer bleibt übrig? Die physische Attraktivität wird dabei zur entscheidenden Währung. In dieser neuen Ökonomie der Intimität ist Schönheit nicht nur subjektiver Geschmack, sondern Kapital. Wer über sie verfügt, hat Auswahl. Wer nicht, verliert Sichtbarkeit.

## Schönheitsnormen, Unsicherheit, Entfremdung

Dabei sind die Schönheitsnormen, die uns prägen, alles andere als neutral. In Werbung, Pornografie und Popkultur wird Sichtbarkeit selektiv verteilt. Nur bestimmte Körper gelten als sexy – und zwar meist schlanke, glatte, weiße, sportliche. Der Rest wird fetischisiert, abgewertet oder gar nicht erst gezeigt. Körper, die altern, widerständig, nicht-binär, rassifiziert oder unsportlich sind, werden marginalisiert. Die Ästhetik des Begehrens folgt nicht dem Körper, sondern dem Markt. Und wer nicht zur Norm gehört, wird nicht nur seltener gezeigt, sondern auch seltener gewollt.

Diese Ideale erzeugen nicht nur Unsicherheit gegenüber dem eigenen Körper, sondern auch eine Haltung des Urteilens anderen gegenüber. Wer sich selbst ständig bewertet, tut das oft auch mit anderen – bewusst oder unbewusst. Und diese Bewertung läuft bewusst oder unbewusst auch beim Sex ab. Nähe wird so zur begutachteten Situation: Sehe ich gut genug aus? Ist mein Gegenüber begehrenswert genug? Ist diese Position vielleicht vorteilhafter? Intimität verwandelt sich so oft in eine Szene mit Publikum, auch wenn niemand zusieht.

Viele Menschen, aber vor allem Frauen\*, berichten, dass sie vor sexuellen Begegnungen daran denken, ob sie „rasiert genug“ sind, „weich genug“, „gut genug drauf“, um zu gefallen. Wer nicht den gängigen Normen entspricht, fühlt sich schnell, als würde mit einem selbst etwas nicht stimmen. Der eigene Körper wird zur Unsicherheitszone – etwas, das kontrolliert, angepasst, korrigiert werden muss. Weil die Gedanken darum

kreisen, wird man unsicher, unaufmerksam und distanziert sich vom eigenen Körper. Diese Entfremdung verlagert sich in den Blick: Wer in sich selbst nicht präsent ist, kann auch andere schwer wirklich sehen. Lust wird nicht mehr als Kontakt erlebt, sondern als Moment der Bewertung. Und genau dort beginnt die Erschöpfung, die jede Lust killt.

## Sprachlose Lust

Viele Frauen\* berichten davon, dass es ihnen schwerfällt, über ihre sexuellen Bedürfnisse zu sprechen – selbst dann, wenn sie diese eigentlich gut kennen. Das Wissen darüber, was gefällt, ist da, aber das Aussprechen bleibt eine Hürde. Vor allem in heterosexuellen Kontexten wirken alte Skripte nach: Die Angst, als „zu viel“ zu gelten – zu fordernd, zu sensibel, zu kompliziert – trifft auf das Unbehagen, sich in Momenten der Intimität sprachlich zu exponieren.

Auch hier greifen kapitalistische Muster: Sexualität wird als etwas dargestellt, das reibungslos funktionieren soll. Wer nicht liefert, scheint defizitär. Lust wird zur Aufgabe, Orgasmus zum Ergebnis. Und wer darin scheitert, sucht den Fehler bei sich selbst. So entsteht eine doppelte Entfremdung: von der eigenen Lust – und vom Gegenüber.

Denn wer sich selbst nicht spürt, kann sich schwer mitteilen. Und wer sich nicht teilt, wird schwer verstanden. Intimität wird so zum Ort des inneren Rückzugs. Es bleibt bei Begegnungen, die vielleicht formal funktionieren, aber innerlich leer bleiben. Berührungen, bei denen es an etwas fehlt. Nicht an irgendeiner Technik, sondern an echtem Kontakt.

## Sex als Performance

In vielen sexuellen Beziehungen, auch in queeren, wird Lust zum Beweis der eigenen Attraktivität, zur Rückversicherung über das eigene Begehren. Besonders bei Frauen\*, aber auch bei Männern\*, wird Sex so oft zur Choreografie. Nicht selten sind es dabei gerade feministisch sozialisierte Menschen, die gelernt haben, dass guter Sex bedeutet, empathisch, achtsam, rücksichtsvoll zu sein – aber dabei sich selbst zu vergessen. Doch Begehren ist egoistisch, es geht dabei schließlich darum, was man will. Wer darauf trainiert wurde, anderen möglichst viel zu geben, verliert manchmal den Zugang zum eigenen Begehren. Einige

berichten davon, dass sie sehr gut darin geworden sind, ihren Partner:innen Lust zu bereiten – und sich danach trotzdem leer fühlen. Was als selbstbewusste Sexualität beginnt, kippt in eine sexualisierte Dienstleistung, bei der man selbst immer weniger vorkommt.

## Wege aus der Erschöpfung

An den meisten Tagen gehen für viele 90 Prozent der mentalen Energie für To-dos, Nachrichten und digitale Selbstpräsentation drauf. Die letzten zehn Prozent gehören der Sorge, nicht genug zu sein – nicht produktiv, nicht sexy, nicht entspannt genug. Die Anforderung, offen für Intimität zu sein, trifft auf Zeitmangel, Reizüberflutung und den Druck, zu funktionieren. Viele Personen erleben dabei eine paradoxe Gleichzeitigkeit: Die Erwartung, selbstbestimmt mit der eigenen Lust umzugehen und zugleich jederzeit verfügbar, emotional reguliert und attraktiv zu sein. Die eigene Libido existiert aber oft jenseits der Planbarkeit. Sie taucht auf, wenn gerade niemand Zeit hat. Sie verschwindet, wenn eigentlich Raum wäre. Sie ist weder rationalisierbar noch kontrollierbar.

Vielleicht liegt genau darin die Leerstelle: Lust braucht Zeit, Raum, Aufmerksamkeit. Lust funktioniert nicht unter Leistungsdruck. Sie ist irrational, oft impulsiv und erfordert eine echte Präsenz.

Vielleicht brauchen wir keine neuen Tricks, keine besseren Routinen, keinen optimierten Sex.

Vielleicht brauchen wir einfach Räume, in denen wir nicht bewertet, nicht erwartet, sondern wirklich gesehen werden. Räume, in denen wir überhaupt wieder lernen dürfen, zu wollen.

Nadja Etinski

<sup>1</sup> Eva Illouz: Warum Liebe wehtut. Suhrkamp 2011, S. 213f.



# Ausbeutung aus Liebe

Wie unbezahlte Arbeit das kapitalistische Wirtschaftssystem am Leben hält

"Die Kultur der Unterdrückung hat die romantische Beziehung zur allerwichtigsten Verbindung erhoben, obwohl die allerwichtigste Verbindung in Wirklichkeit natürlich die Gemeinschaft ist."<sup>1</sup>  
bell hooks

In der kapitalistischen Logik ist die heteronormative Paarbeziehung, insbesondere in der Institution der Ehe, die wichtigste soziale Verbindung. Sie stellt ein zentrales Instrument zur Ausbeutung unbezahlter (meist weiblicher) Arbeitskraft dar. Frauen übernehmen dabei jene Sorgearbeiten, die das Funktionieren von Wirtschaft und Gesellschaft überhaupt erst ermöglichen. Sie leisten diese unbezahlte Arbeit meist neben ihrer Lohnarbeit, während Männer freigestellt sind für ihre bezahlten Jobs – mit allen Vorteilen, die dies mit sich bringt: finanzielle Unabhängigkeit, soziale Anerkennung und persönliche Entwicklungsmöglichkeiten.

Das Produkt dieser Verbindung ist im Idealfall die nächste Generation von Arbeitskräften. Auch deren Erziehung und Pflege wird in den ersten Jahren vor allem Frauen überlassen – unbezahlt. Diese unsichtbare, aber gesellschaftlich essenzielle Arbeit bleibt unberücksichtigt in ökonomischen Berechnungen, obwohl sie die Grundlage für jede andere Form von Arbeit bildet. Ohne Kinderbetreuung, Pflege, Hausarbeit und emotionale Unterstützung ist keine Erwerbsarbeit möglich.

## Unbezahlte und bezahlte Arbeit zusammengenommen arbeiten Frauen mehr als Männer

Statistisch gesehen erledigen Frauen in Österreich den Großteil der unbezahlten Care-Arbeit. Besonders deutlich wird dies, sobald ein Paar Kinder bekommt. Laut Statistik Austria verrichten Frauen in Paarhaushalten ohne Kinder bereits etwa 62,7 Prozent der Hausarbeit, während Männer auf 37,3 Prozent kommen. Mit Kindern steigt dieser Anteil für Frauen auf fast 70 Prozent. Dabei arbeiten Frauen im Schnitt täglich 7 Stunden und 38 Minuten – das sind 13 Minuten mehr als Männer, wenn man unbezahlte und bezahlte Arbeit zusammennimmt. Auch bei Freizeit und sozialen Kontakten schneiden Männer besser ab. Am we-

nigsten Freizeit haben Frauen im Alter zwischen 20 und 39 Jahren.<sup>2</sup> Also genau in jener Lebensphase, in der viele Kinder bekommen, Angehörige pflegen und heiraten.

Wie kommt dieses Ungleichgewicht zustande? Historisch hat sich das Konzept der Hausfrau erst im 19. Jahrhundert mit der bürgerlichen Ehe etabliert. Evke Rulfes schreibt in ihrem Buch *Die Erfindung der Hausfrau*, dass die Kernfamilie – also Vater, Mutter, Kind – erst ab dem 20. Jahrhundert an Bedeutung gewann. Im Mittelalter hingegen gab es Patchworkfamilien, selbständige Handwerkerinnen, Händlerinnen, Ärztinnen – und viele Frauen lebten unverheiratet, auch mit Kindern.<sup>3</sup> Erst mit der Industrialisierung verlagerte sich die Erwerbsarbeit aus dem Haus, und Männer arbeiteten in Fabriken. Frauen hingegen blieben zu Hause und übernahmen die unbezahlte Haus- und Familienarbeit. Gleichzeitig wurde die ‚Liebesheirat‘ romantisiert, wodurch die damit verbundenen Pflichten verklärt wurden.<sup>4</sup>

Im Namen der Liebe leisten Frauen weiterhin unbezahlte Arbeit: Sie kochen, putzen, pflegen, erziehen – aus Hingabe, wie es heißt. Männer verlassen sich auf ihre Partner\*innen, die zu Ersatz-Müttern, Managerinnen, Therapeutinnen, Köchinnen und Reinigungskräften werden. Während Männer für ihre Arbeit entlohnt werden, gilt für Frauen oft das Argument, dass sie ja von der Liebe ihres Mannes, der Dankbarkeit ihrer Kinder oder durch ein Kinderlächeln ‚entlohnt‘ würden. Doch diese vermeintliche Anerkennung ist in der Gesellschaft nicht gegeben: schlechtere Bezahlung (auch in Care-Berufen), mangelnde Altersvorsorge, Mehrfachbelastung, soziale Isolation, finanzielle Abhängigkeit – und letztlich Altersarmut. Denn Frauen arbeiten häufig Teilzeit, insbesondere nach der Geburt eines Kindes. Nur 7,7 Prozent der Väter mit Kindern unter 15 Jahren arbeiten in Teilzeit – bei Müttern liegt der Anteil bei 73,5 Prozent.<sup>5</sup>

## „Sie nennen es Liebe, wir nennen es unbezahlte Arbeit.“<sup>6</sup>

Bereits 1975 formulierte Silvia Federici im Rahmen des feministischen Kollektivs *Wages for Housework* diesen Umstand. Die Vorstellung, dass Frauen ‚mit Liebe‘ kochen, ihre Kinder ‚instinktiv‘ umsorgen, führt dazu, dass diese Arbeit als weniger anstrengend und daher weniger wertvoll an-

gesehen wird. Diese Verklärung aufzudecken und zu benennen ist der erste Schritt zur Anerkennung von Sorgearbeit – egal ob im privaten Umfeld oder im professionellen Bereich. Auch hier wird häufig mit der ‚Sinnhaftigkeit‘ des Berufs argumentiert, um schlechte Löhne zu rechtfertigen. Doch ‚Liebe zum Beruf‘ ersetzt keinen gerechten Lohn. Sogenannte ‚Frauenberufe‘ – etwa in der Elementarpädagogik, Pflege oder im Sozialbereich – werden gesellschaftlich abgewertet, obwohl sie essenziell sind. Und Frauen tragen auch außerhalb ihrer Berufsfelder maßgeblich zum sozialen Zusammenhalt bei: sie engagieren sich ehrenamtlich, halten familiäre und freundschaftliche Beziehungen aufrecht, organisieren das soziale Leben, arbeiten in Gesundheitsberufen, in der Bildung und im Dienstleistungssektor. Diese Arbeit ist die Basis für die Gesellschaft – und doch bleibt sie größtenteils unbeachtet, unbezahlt und unterbewertet. Der ‚Mental Load‘, der Großteils an Frauen hängt, ist ein unsichtbarer Faden, der alles zusammenhält.

## Erwerbs- und Sorgearbeit gerechter Verteilen durch eine generelle Arbeitszeitverkürzung

Psychische Belastung, soziale Isolation, fehlende Aufstiegsmöglichkeiten und Altersarmut sind die Folge. Frauen, die sich der Betreuung kleiner Kinder widmen und dafür ihre Karriere unterbrechen, geraten in wirtschaftliche Abhängigkeit und verlieren oft den Anschluss an den Arbeitsmarkt. Die strukturelle Unsichtbarkeit dieser Leistungen reproduziert ein patriarchales System, in dem Männer profitieren, ohne das Fundament ihres Erfolgs – weibliche Sorgearbeit – wahrzunehmen. Wenn Frauen diese unbezahlte Arbeit nicht mehr leisten können, wird die Hausarbeit und Kinderbetreuung häufig ausgelagert, und zwar nicht an die Männer in der Partnerschaft, sondern an migrantische FLINTA\* oder BIPOC-Personen, die diese Arbeiten in prekären Arbeitsverhältnissen und gegen geringe Bezahlung ausüben.

Was es braucht, ist ein grundlegender Wandel: Mehr und qualitativ bessere Kinderbetreuungsplätze, gerechte Bezahlung und faire Arbeitsbedingungen in Care-Berufen, bessere Karenzmo-

delle und eine gesellschaftliche und ökonomische Aufwertung unbezahlter Arbeit. Eine generelle Arbeitszeitverkürzung, um Erwerbs- und Sorgearbeit gerechter zu verteilen zu können, ist auf lange Sicht unverzichtbar.

Außerdem müssen alternative Lebensmodelle endlich in den Fokus rücken und die Hegemonie der Heteronormativität und der Geschlechterbinarität aufgebrochen werden: queere Partner\*innen und Familien teilen Care-Arbeit gleichberechtigter auf als heterosexuelle Paare.<sup>7</sup> Auch Patchwork-Familien, Freund\*innenschaften, in denen Care-Arbeit geteilt wird und Alleinerziehende müssen Rollen und Verantwortung häufig neu denken bzw. reflektieren und haben oftmals individuellere Modelle entwickelt. Wenn diese Lebensmodelle medial und kulturell mehr in den Fokus rücken, können wir besser von ihnen lernen und freiere Entscheidungen treffen.

**Tamara Mijatovic**

1 hooks, bell/Brosi, George: The beloved community. A conversation between bell hooks and George Brosi. In: Appalachian Heritage 40 (4/2012). S. 84

2 Statistik Austria: Zeitverwendungserhebung 2021/22.

URL: [bit.ly/3GKzMzv](https://bit.ly/3GKzMzv) (Zugriff am 06.05.2025)

3 Beer, Romana: Die Rolle der Hausfrau. In: ORF. URL: [bit.ly/438l9hd](https://bit.ly/438l9hd) (Zugriff am 06.05.2025)

4 Haungs, Julia: Die Hausfrau – Was Care-Arbeit mit Kapitalismus zu tun hat. In: SWR2 Wissen. URL: [bit.ly/4jNF5Nq](https://bit.ly/4jNF5Nq) (Zugriff am 06.05.2025)

5 Statistik Austria: Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung 2024.

URL: [bit.ly/4k3iY5e](https://bit.ly/4k3iY5e) (Zugriff am 06.05.2025)

6 Federici, Silvia: Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. Münster 2012

7 Buschner, Andrea: Die Arbeitsteilung gleichgeschlechtlicher Paare in Deutschland. Bamberg 2014

# material- veränderung

Wenn ich sterbe  
Sollen es Deine Hände sein  
Die mich zum letzten Mal berühren  
Wenn sie mit ihrer rauen Haut  
Sanft über meine Stirn und Wangen fahren  
Wie sie es tausendfach schon taten  
Nur diesmal meine Augen für mich schließen  
Die sonst für immer an Dir hängen

*//stop//intervention//*

Ich werde nicht sterben, ich werde verrückt  
Und Deine Hände werden mich nicht heilen

*//weiter im text//*

Wir fahren ans Meer, um nicht verrückt zu werden  
Verrückte Frauen hat man schon immer ans Meer geschickt  
Salzige Luft gegen den Gestank der Verwesung  
Meeresrauschen gegen das existentielle Grollen  
Das wie ein Donner erst verspätet zu hören ist  
Auch wer den Blitz versäumt, wird den Donner hören

Die Hände beschäftigt halten, Handarbeit  
Beruhigungsmittel und Dosenpfirsiche  
Zwei Neurosen am Tag sind okay

Falls ich sterbe, fahr mit mir ans Meer  
Sterbende Frauen sind schon immer ans Meer gefahren  
Aber wir werden nicht sterben  
Stattdessen im Riss in der Wand verschwinden, versteinern  
Für die, die hinschauen, für immer zu sehen  
Als Selbstportrait mit Sprung  
Als glatter Raum  
Als was wäre, wenn

Ihr könnt uns zitieren  
Ohne Anführungszeichen  
Wir werden als Potential abrufbar bleiben

Die Zukunft ist uns (noch) verschlossen  
Ein Ort an dem noch niemand wirklich war  
Wir waren nie dort, wir können nicht dorthin  
Wir fahren ans Meer, um nicht verrückt zu werden

**Pauline Hutterer**



**“Nicht theoretisch,  
sondern ehrlich.”**

Im Podcast *don't read theory* blicken Ayşegül und Valentin auf die linke Medienlandschaft und kommen dabei regelmäßig zum Fazit: Bildet Kollektive, bildet Banden.

In eurer Podcast-Folge *Was will der Kerl* stellt ihr fest, dass es zahlreiche Auseinandersetzungen mit emanzipierter weiblicher Sexualität gibt, beispielsweise *Radikale Zärtlichkeit* von Şeyda Kurt oder *Who cares?* von Mirna Funk. Fast alle Auseinandersetzungen über Dating und Beziehungen von und für Männer kommen heutzutage von Incels, esoterischen Gurus oder faschistischen Männerbünden. Wieso gibt es so wenig progressive Entwürfe heterosexueller männlicher Sexualität?

Ayşegül: Weil männliches Begehren immer noch auf einem traditionellen Verständnis von Männlichkeit basiert – einem Verständnis, das sich über die Abgrenzung vom Weiblichen konstituiert. Männlichkeit ist historisch durch Dominanz und Kontrolle geprägt. Daher fällt es schwer, von einem ‚progressiven‘ Begehren zu sprechen, das sich aus ebendiesen Strukturen speist.

Valentin: Viele linke Männer scheuen davor zurück, sich diese Einschreibung einzugestehen. Die Auseinandersetzung mit der eigenen patriarchalen Sozialisation ist schmerzhaft – und oft wird stattdessen auf individuelle Umerziehung, therapeutische Reflexion oder moralische Selbstvergewisserung zurückgegriffen. Doch das kratzt nur an der Oberfläche und ersetzt keine strukturelle Kritik.

**Ihr sprecht im Podcast darüber, dass Frauen noch immer als Waren erscheinen – sogar in linken Kontexten. Wie zeigt sich das?**

Valentin: Das beginnt mit einer Grundannahme: Männer wachsen mit der Idee auf, ihnen stünde Sex zu – sei es durch Verführung, sei es durch Kauf. Prostitution ist dabei nicht nur real existierende Praxis, sondern symbolischer Rahmen: Der Gedanke, dass Sex käuflich und Frauen verfügbar sind, prägt das Begehren. Es gibt zahlreiche Geschichten darüber, dass Jungs an ihrem 18. Geburtstag ins Bordell gehen. Nicht einmal, weil das ihr einziger möglicher Zugang zu Sex wäre, sondern als Initiationsritual. Diese Denkweise durchdringt Pornografie, Dating-Apps, Alltagskommunikation. Auch in linken Kontexten übernehmen Männer unbewusst diese Logiken.

Ayşegül: Auch linke Frauen erleben sich oft nicht als handelndes Subjekt einer Beziehung oder Begegnung, sondern als Eroberung. Selbstreflexion schützt Männer nicht automatisch davor, Frauen in eine Konsumlogik einzuordnen. Und das spüren Frauen – unabhängig vom politischen Selbstverständnis des Mannes.

**Aber auch manche Frauen ordnen Männer in eine Konsumlogik ein und suchen beispielsweise gezielt nach wohlhabenden Männern. Ist das nicht ein ähnlicher Mechanismus?**

Ayşegül: Es gibt Parallelen, aber die Beweggründe unterscheiden sich fundamental. Frauen, die sich etwa einen ‚Provider‘ suchen, handeln oft aus ökonomischer Notwendigkeit. Ihre Verdinglichung des Mannes ist häufig ein Überlebensmechanismus. Bei Männern hingegen ist das ‚Haben‘ von Frauen tief in der Sexualität selbst eingeschrieben. Shulamith Firestone etwa spricht vom Geschlechterverhältnis als Klassenverhältnis – in dem Frauen absichern und Männer dominieren.

**Und wie manifestieren sich diese Klassenverhältnisse? Deutschrapp wäre ein prominentes Beispiel, das ihr immer wieder thematisiert.**

Valentin: Männliche Potenz funktioniert auch als Ersatzstrategie. Wer keinen Zugang zu ökonomischem Kapital hat, kompensiert dies durch sexuelles Dominanzverhalten. Besonders in Rap-Texten marginalisierter Künstler:innen wird sichtbar, wie Anerkennung durch Eroberung von Frauen beansprucht wird – nicht als Lust, sondern als soziale Bestätigung. Mit wachsendem Erfolg wandelt sich das oft – dann wird Familie wichtig, die ‚richtige‘ Frau.

**Vielen Männern geht es also nicht um die Qualität von Begegnungen, sondern nur um Quantität?**

Valentin: Genau. Es zählt nicht, wen man begehrt, sondern wie viele. Beziehung wird zur Trophäenjagd. Gleichzeitig besteht aber oft auch der Wunsch nach ‚der Einen‘. Diese Gleichzeitigkeit – zwischen Quantifizierung und Romantisierung – zeigt, wie tief männliches Begehren von Widersprüchen durchzogen ist. Doch zwischen ‚Rumfuckphase‘ und bürgerlicher Ehe liegt oft keine echte Auseinandersetzung.

## Apropos ‚Rumfuckphase‘: Hat Sex denn überhaupt ein emanzipatorisches Potenzial? Ist ‚Pleasure‘ Widerstand?

Ayşegül: Je nach Kontext kann die Auslebung von Lust empowernd sein – etwa wenn man sich aus einer repressiven Sexualmoral befreit. Aber strukturell ist Sex noch kein revolutionärer Akt. Selbstbestimmung heißt nicht: frei von Zwängen.

## Ein Ziel von ‚kritischer Männlichkeit‘ ist ja, bewusst mit der eigenen Sexualität umzugehen. Was läuft schief? Warum ist ‚kritische Männlichkeit‘ so wirkungslos?

Valentin: Kritische Männlichkeit bleibt meist auf einer therapeutischen Ebene. Sie hilft dem Individuum, mit seiner Sozialisation klarzukommen – problematisiert aber nicht die Struktur. Männer inszenieren sich schnell als Opfer des Patriarchats, um sich der Täterrolle zu entziehen. Kritik wird oft auf andere Männer projiziert, auf ‚toxische Macker‘, statt selbst Verantwortung zu übernehmen. Der Glaube, durch genug Reflexion könne man Männlichkeit, Rassismus oder Sexismus ‚bewältigen‘, ist eine Form von linker Selbstoptimierung. Man will den Status des ‚guten Mannes‘ erreichen – wie ein Zertifikat. Doch Unterdrückung ist nicht wie ein Workshop abhakbar. Sie wirkt durch uns – auch wenn wir das Gegenteil behaupten. Wenn kritische Männlichkeit nur helfen soll, sich mit sich selbst wohlfühlen, dann ist sie Teil des Problems, nicht der Lösung.

## Und das alles ist auch ein Produkt des kapitalistischen Hyperindividualismus?

Ayşegül: Ja. Unsere Gesellschaft erzeugt ein Denken, in dem alles vom Einzelnen abhängt. Wer nicht genug gelesen, reflektiert oder gelitten hat, fühlt sich nicht „berechtigt“, sich zu äußern oder zu handeln. Gleichzeitig dient dieses Denken Männern auch als Ausrede: „Ich weiß doch eh, dass ich alles falsch mache.“ So vermeiden sie Verantwortung. Viele bereiten sich nur auf das „richtige Linkssein“ vor. Sie warten, bis sie genug gelesen, reflektiert, verstanden haben. Aber das ist nicht links. Links heißt, anzuerkennen, dass wir miteinander verbunden sind – in all unserer Unzulänglichkeit.

Nach dem Pélicot-Fall in Frankreich hätte es ein symbolisches Gegenstück zu #MeToo gebraucht – etwa in Form eines kollektiven männlichen Eingeständnis, dass man Täter kennt, aber schweigt:

„Ich spreche mit meinen männlichen Freunden nicht über ihr sexistisches Verhalten. Ich habe mich nicht mit den Betroffenen sexualisierter Gewalt solidarisiert, sondern mit meinem übergriffigen Kumpel.“ Doch es blieb aus. Stattdessen: Vermeidung, Abwehr, Distanz.

## Was ist mit Konzepten wie ‚radikale Zärtlichkeit‘? Können sie Wandel bringen?

Valentin: Sie setzen auf Sprache, Bewusstwerdung, Dialog. Das hat Potenzial, bleibt aber oft diskursiv und individualistisch. Viele glauben, durch politisches Wissen oder reflektierte Haltung seien sie bessere Menschen. Doch diese Selbstvergewisserung verhindert oft echte Veränderung. Fehler werden nicht als Teil des Prozesses akzeptiert, sondern als Identitätskrise behandelt. Jahrzehntelange Sozialisation lässt sich nicht durch ein paar Gespräche auflösen. Die Vorstellung, dass Reflexion allein zur Befreiung führt, ist naiv. Tiefgreifende Veränderung braucht kollektive, strukturelle Prozesse – und die Bereitschaft, Scheitern auszuhalten.

## Und wo beginnt diese tiefgreifende Veränderung?

Ayşegül: Männer müssen ein eigenes ethisches Fundament entwickeln, auf dem sie ihre Beziehungen und ihre Sexualität aufbauen können. Wer ständig nur fragt, was ‚erlaubt‘ ist, macht Frauen zu Erzieherinnen und stiehlt sich aus der Verantwortung. Dabei ist der Anspruch, dass sich Männer anständig verhalten, wirklich nicht zu viel verlangt. Männer sollten miteinander sprechen. Nicht nur über Politik, sondern über Angst, Peinlichkeit, Schuld, Scham. Nicht theoretisch, sondern ehrlich.

## Können sich Männer und Frauen überhaupt noch unvoreingenommen begegnen?

Valentin: Das wird schwieriger. Begegnungen werden von Kategorien überlagert: Privilegien, Rollen, Diskurse. Das kann hilfreich sein, um Machtverhältnisse zu verstehen – aber es darf nicht verhindern, dass sich Menschen überhaupt noch begegnen. Strukturanalyse ist wichtig, aber nicht in jedem Moment zentral.

Ayşegül: Ein Beispiel: In unserem Podcast hatte ich das Gefühl, von Valentin wenig Feedback zu

bekommen. Erst dachte ich, es liegt daran, dass ich eine Frau bin und sich Valentin deshalb zurückhält – eine strukturelle Erklärung. Später wurde mir klar: Es liegt auch an meinem dominanten Kommunikationsstil. Ist dieser vielleicht auch von Strukturen beeinflusst? Kann sein, aber ich setzte mich auch einfach gerne durch.

## Zum Abschluss: Kann es in den momentanen Verhältnissen eine selbstbestimmte Sexualität geben?

Valentin: Nein. (lacht)

Ayşegül: Nicht im Sinne völliger Freiheit von Zwängen. Aber zwischen gesellschaftlicher Prägung und individueller Erfahrung gibt es Räume. Das, was wir ‚selbstbestimmt‘ nennen, liegt dazwischen – es ist ein tastendes, widersprüchliches Begehren. Vielleicht ist das der Kern dessen, was viele heute als ‚queer‘ bezeichnen.

Interview: **Leonie Pürmayr**

# Mauern statt Miteinander - von Lebensräumen und Entfremdung

LIEBE

Wohnen wird teurer, schwieriger und unfairer. Jedes Jahr fehlen in Österreich bis zu 20.000 Wohnungen<sup>1</sup> – gleichzeitig stehen über 230.000 leer<sup>2</sup> und trotzdem werden weiterhin Neubauten errichtet und damit Grünflächen zubetoniert. Platz wird Luxus, viel Platz heißt viel Lebensqualität und Raum für Entfaltung. Während aber die räumlichen Kapazitäten von Städten zunehmend ausgeschöpft werden, steigt seit den 1970ern die durchschnittliche Wohnfläche pro Kopf.<sup>3</sup> Doch wie viel individueller Raum ist nötig oder überhaupt noch möglich?

## Die kapitalistische Obsession des Einmauerns

Familie, Haus, Garten. Vorstellungen, deren Verwirklichung schon viele Generationen ihr Leben gewidmet haben. Auch heute wünschen sich noch zwei Drittel der Österreicher:innen genau das.<sup>4</sup> Es ist ein Konzept der Sicherheit, Geborgenheit, aber vielleicht auch einfach des Gewohntens. In Werbungen, Kinderbüchern und Traditionen wird uns von klein auf erzählt, dass dies zu einem guten Leben eben dazugehöre. Diese Sehnsucht ist an sich verständlich, ein Garten bietet einen ruhigen Rückzugsort und der Wohnraum kann nach den eigenen Bedürfnissen gestaltet werden. Pool, Sauna, Sandkasten: ‚individuelle Selbstverwirklichung‘ ist mit dem entsprechenden Einkommen immer möglich. Aber wie sehr ist Gemeinschaft dann überhaupt noch notwendig? Wird die Teilnahme an der Gesellschaft verzichtbar, wenn man alles, was man für ein gutes Leben braucht, im eigenen Haus hat? Spielplätze schaffen Begegnungen, sowohl für Kinder als auch Eltern, Sporteinrichtungen sind Räume für regelmäßigen Austausch, ganz zwanglos. Öffentliche Orte bedeuten Verbindung und manchmal schlicht Aufeinander- und Zusammenstoßen. Durch die Privatisierung von Lebensräumen wird nun aber Gemeinschaft langfristig zu Rückzug.

## In der Enklave meiner Wahl

Wie Rückzug in radikalerer Form aussehen kann, zeigen Gated Communities. Das sind abgegrenzte, umzäunte, oft auch bewachte Wohnanlagen,

die meist von Wohlhabenderen besiedelt werden. Größere Komplexe verfügen häufig über eine eigene Infrastruktur mit Supermärkten, Schulen oder sogar Krankenhäusern. Ursprünglich stammen sie aus den USA und sind ein Ausdruck von Abschottung und versprochener Sicherheit. Besonders in Ländern mit großer Arm-Reich-Spanne sind sie beliebt und verstärken diese durch die sichtbare Exklusivität nur noch weiter. Im deutschsprachigen Raum sind sie zwar noch eine Randerscheinung, kleine Vorläufer gibt es aber schon, auch in Wien: Wer mit offenen Augen durch die Stadt geht, wird ab und an verriegelte Gebäudekomplexe oder Innenhöfe bemerken, die zwischen normalen Häusern stehen. Der Elisabeth-Hof im 18. Bezirk und der Margareten-Hof im 5. beispielsweise. In Aachen existiert mit dem Barbarossa-Park sogar schon eine richtige Gated Community: 29 Eigentumswohnungen, die von einem 2,5 Meter hohen Zaun umschlossen werden.<sup>8</sup> Es stellt sich doch die Frage, wovor diese Leute so eine Angst haben? Was gibt es so Wichtiges zu beschützen, dass niemand außer den eigenen Leuten in die Nähe kommen darf? Eine hohe Einbruchsrates ist weder in Wien noch in Aachen bekannt, es geht also weniger um eine reale Gefahr, sondern um ein konstruiertes Gefühl von Kontrolle, Sicherheit und, nicht zuletzt, Abgrenzung von Anderen. Aber wie sicher kann ein Ort überhaupt sein, der sich vor der Welt verschließt?

## Alles für alle

Privates und Gemeinschaftliches muss sich aber nicht ausschließen. Raum für sich und Raum für Zusammensein kann wunderbar koexistieren, wie verschiedene Wohnprojekte zeigen. So beispielsweise das *Wohnprojekt Wien* im Nordbahnhofviertel des 2. Bezirks, bestehend aus einem großen Haus, das gemeinsames Eigentum der 39 Wohneinheiten ist. Hier wird ein kollektiver Individualismus gelebt: Die Bewohner:innen wohnen zwar in eigenen Wohnungen, entscheiden und organisieren jedoch zusammen nach dem Prinzip der Soziokratie. In erster Linie steht die gemeinsame Suche nach Lösungen, beziehungsweise einem Konsens, im Mittelpunkt, nicht unbedingt eine vollständige Mehrheit.<sup>5</sup> Das Gelände umfasst zudem das öffentlich zugängliche *Cafe Salon im Park* inklusive kleinem Lebensmittelgeschäft als eigene Genossenschaft, sowie eine FoodCoop, die den direkten Bezug von Lebensmitteln bei regionalen Produzent:innen ermöglicht. Gemeinschaftsraum ist hier überall: die 700 qm für alle

In einer Zeit, in der Wohnraum knapper und Mieten immer teurer werden, bleibt hartnäckig der Traum vom Eigenheim. Sehnsucht nach Sicherheit und Rückzug in die hart erarbeiteten eigenen vier Wände. Realisierbar ist dieser Wunsch nach Besitz für immer weniger Menschen, während andere zwischen mehreren Wohnungen rotieren. Statt dieses Verteilungsproblem nur zu verwalten, braucht es ein radikales Umdenken: neue Wohnkonzepte, neue Werte. Gemeinschaftliches Wohnen, nachbarschaftliche Unterstützung und geteilter Raum. Kann die Sehnsucht nach Eigentum mit kollektiver Raumnutzung koexistieren?

bieten unter anderem mit Bibliothek, Kinderspielflächen und Nachbarschaftsgärten Raum zur Vernetzung. Außerdem gibt es geteilte Lastenräder und ein gemeinschaftliches E-Auto. Zwar ‚muss‘ jede:r Bewohner:in über 18 Jahre monatlich 11 Stunden in der Nachbarschaft und im Haus arbeiten, angesichts all der gemeinschaftlichen Nutzungen wirkt das aber wie ein fairer Beitrag zu einer solidarischen Lebensweise. Genau wie die Solidaritätswohnungen, die von allen mitfinanziert werden, um auch geringer Verdienende nicht auszuschließen.

Alles für alle, Gemeinschaft ohne Zwang – Unterstützung und Lebensqualität sind hier spürbar.

Auch das *Ökodorf Sieben Linden* in Sachsen-Anhalt, das seit fast 30 Jahren existiert, folgt einer idealistischen Vision. Organisiert als Genossenschaft in basisdemokratischer Struktur, setzt es auf die direkte Mitbestimmung aller. Die rund 145 Menschen leben auf einem insgesamt 115 Hektar großen Gelände, das Wald, Acker und Gärten umfasst. Das Hauptziel des Ökodorfes heißt Klimaneutralität, weshalb dort ein Selbstversorgungsgrad von 75 Prozent erreicht wurde, eine Solidarische Landwirtschaft betrieben wird und erneuerbare Energien verwendet werden. Das Dorf ist ausgezeichnet als Lernort der *UNESCO* und steht unter dem Grundsatz der Kooperation von Mensch und Natur, auf der Basis von Selbstversorgung und -verantwortung.<sup>6</sup>

## Licht, Luft und Sonne

Utopisch erschien auch die 1928 erbaute Dammerstocksiedlung in Karlsruhe, geplant unter anderem von Bauhaus-Gründer Walter Gropius. Nach dem Motto ‚Licht, Luft und Sonne‘, wurden die Wohnungen so konzipiert, dass sie möglichst viel Tageslicht erhielten<sup>7</sup>. Helligkeit und große Rasenflächen waren zuvor noch Privilegien der Reichen, welche Gropius auch einkommensschwächeren Schichten zugänglich machen wollte. Aber auch wie in der Sozialbau-Siedlung Gropiusstadt, Berlin, die gut 30 Jahre später entstand, stieß dieser progressive Ansatz an seine Grenzen. In großen Wohnkomplexen fehlt es oft an Infrastruktur, die soziale Begegnung ermöglicht, seien das nur Supermärkte oder Cafés. Gepaart mit der Anonymität der großen Gebäude verstärkt es das Risiko von Vereinsamung, gerade für Ältere.

Viele Sozialbau-Komplexe entspringen eigentlich der revolutionären Idee, Wohnraum zugänglich für

alle zu machen. Sie sind meist nach dem Bauhaus-Prinzip gebaut, welches den Funktionalismus als Antwort auf ungeordnete Lebensverhältnisse in Nachkriegszeiten verstand. Ein radikales Neudenken, weg von Prunk und Überfluss der Wenigen, hin zu Zweckerfüllung und sozialer Gerechtigkeit. Doch gerade diese funktionale Strenge könnte der Fallstrick sein. Praktikabilität lässt sich nicht immer gut mit Ästhetik verbinden – dabei beeinflusst diese auch das psychische Wohlbefinden. Es braucht mehr Abwechslung und einen stimulierenden Alltag, statt Tristesse, Eintönigkeit und Überfunktionalisierung.

Platz für alle – das sollte unser Anspruch werden. Utopisch denken, sodass Utopien Realitäten werden. Dass Besitz nicht automatisch Meins, sondern auch Deins bedeuten kann, mehr vom kollektiven Begehren und weniger nur auf sich schauen. Es haben schon mehr Träumer:innen ihre Utopie in die Realität umgesetzt, als wir denken. Und es funktioniert, also lasst es weiter wachsen und Wurzeln schlagen!

**Olivia Richter**

- 1 Fröschl, Hermann: Zehntausende Wohnungen fehlen pro Jahr: Österreich steuert auf Notstand zu, Salzburger Nachrichten, URL: [bit.ly/43ofmUX](https://bit.ly/43ofmUX) (Zugriff: 04.05.2025)
- 2 Greenpeace-Analyse: 230.000 Wohnungen in Österreich stehen leer, Greenpeace, URL: [bit.ly/3Sjhd87](https://bit.ly/3Sjhd87) (Zugriff: 04.05.2025)
- 3 Durchschnittliche Wohnfläche pro Person in Hauptwohnsitzwohnungen in Österreich von 2004 bis 2023, Statista, URL: [bit.ly/42Xagi2](https://bit.ly/42Xagi2) (Zugriff: 04.05.2025)
- 4 Breit, Lisa et al.: Ist das Einfamilienhaus noch zeitgemäß?, Edition Zukunft (Standard), URL: [bit.ly/42ZjV7B](https://bit.ly/42ZjV7B) (Zugriff: 04.05.2025)
- 5 Wohnprojekt Wien, URL: [bit.ly/4IZWvIb](https://bit.ly/4IZWvIb) (Zugriff: 04.05.2025)
- 6 Auszeichnungen - Ökodorf Sieben Linden, Ökodorf Sieben Linden, URL: [bit.ly/3YtJvAm](https://bit.ly/3YtJvAm) (Zugriff: 04.05.2025)
- 7 Bredenbeck, Martin: Dammerstock-Siedlung Karlsruhe, Deutscher Verband für Kunstgeschichte URL: [bit.ly/42FG0cC](https://bit.ly/42FG0cC) (Zugriff: 04.05.2025)
- 8 Kortmann, Kathryn: Gated Communities: Im Luxus eingemauert, FOCUS Online, URL: [bit.ly/4IWtltt](https://bit.ly/4IWtltt) (Zugriff: 04.05.2025)



**Cemile Sahin:  
Kommando Ajax**

Aufbau, 2024 / 351 Seiten  
€ 25,-

Die Familie Kormaz trifft sich auf der Hochzeit von Keko, dem jüngsten von sechs Geschwistern. „Familie Kormaz stammt aus Mezra. Schon ihre Väter sind dort geboren. Ihre Großväter. Deren Väter. Und so weiter. Sie sind Kurden.“ Alle sechs Geschwister sind in die Niederlande geflohen und haben sich dort ein neues Leben aufgebaut – als Dachdecker, Lackierer, Putzkraft, Elektriker. Doch nicht nur Verwandte und Freunde treffen sich dort, um zu feiern, sondern auch ein Scharfschütze, der sich an jemandem rächen will...

Es entfaltet sich eine Geschichte, die weit in die Vergangenheit der Familie zurückreicht.

Cemile Sahins Erzählweise ist wie ein guter Actionfilm: schnelle Schnitte, Plottwists, witzige Dialoge. Und wie nebenbei werden brandaktuelle Themen wie Prekarität, Flucht, Heimatlosigkeit und der Krieg gegen die Kurd:innen verhandelt. Nicht zuletzt ist das Buch wunderschön mit Grafiken der Autorin gestaltet. Text und Bild treten in einen Dialog, der den Erzählfluss nicht unterbricht, sondern erweitert. Das macht *Kommando Ajax* zu einem Gesamtkunstwerk. Ein perfekter Roman für Sommertage, in denen man voll und ganz in eine andere Welt eintauchen möchte.



**Olga Grjasnowa:  
Juli, August, September**

Hanser Berlin, 2024  
224 Seiten / € 24,-

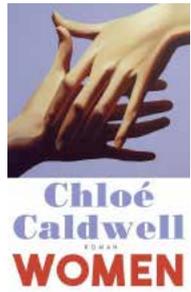
Lou, eigentlich Ludmila, lebt mit ihrem Mann Sergej, einem erfolgreichen Konzertpianisten, und ihrer Tochter Rosa in Berlin. Als Rosa bei einer Kindergartenfreundin ein Bilderbuch über Anne Frank entdeckt, wird Lou mit Fragen konfrontiert, die sie bisher verdrängt hatte: Wie jüdisch ist sie? Wie jüdisch soll ihre Tochter aufwachsen? Diese Fragen führen sie auf eine Reise zu einem Familientreffen auf Gran Canaria, wo sie sich mit ihrer Vergangenheit und ihrer Identität auseinandersetzt.

„Rosa war von ihrer Verwandtschaft eingeschüchtert und stand stumm neben mir. Ich hätte mich auch gern an meine Mutter geklammert, (...). Rosa war das einzige Kind, das noch fließend Russisch sprach, und ich war mir nicht sicher, ob ich stolz darauf sein sollte oder ob meine ganzen Bemühungen, ihr diese Sprache beizubringen, sinnlos gewesen waren. Was hatte sie schon von Russisch, der Sprache eines faschistoiden Landes, das sie in den nächsten Jahrzehnten nicht einmal würde bereisen können?“

Grjasnowas Erzählweise ist präzise und schnörkellos. Sie schafft es, komplexe Themen wie Identität, Erinnerung und Zugehörigkeit in einem klaren, direkten Stil zu behandeln. Die Dialoge sind pointiert, die Szenen gekonnt komponiert, und die Autorin versteht es, humorvolle Momente mit ernstesten Themen zu verweben. Besonders beeindruckend ist, wie sie die verschiedenen Ebenen der Geschichte – persönliche, familiäre und historische – miteinander verknüpft.

*Juli, August, September* ist ein Roman über die Suche nach Identität in einer Welt, in der Herkunft und Zugehörigkeit komplex und oft widersprüchlich sind. Grjasnowa gelingt es, diese Themen auf eine Weise zu behandeln, die sowohl tiefgründig als auch zugänglich ist.

**Leonie Pürmayr**



**Chloé Caldwell: Women**  
Aus dem Englischen von  
Simone Jakob

Eichborn, 2025 / 192 Seiten  
€ 19,-

Lange war *Women* in den USA vergriffen – ein kleiner Kultklassiker, der von queeren Frauen wie ein Geheimnis weitergereicht wurde. Du musstest dich erst verlieben, um es in die Hände zu bekommen. Jetzt ist der Roman endlich auch auf Deutsch erhältlich, in einer ruhigen, sehr gelungenen Übersetzung von Simone Jakob.

Die junge, namenlose Erzählerin zieht in eine Großstadt und erlebt dort etwas, das ihr Leben aus der Bahn wirft: Sie verliebt sich auf den allerersten Blick in Finn, eine neunzehn Jahre ältere Frau, die in einer festen Beziehung lebt. Was als lockere Affäre beginnt, wird schnell kompliziert. Gefühle, die nicht vorgesehen waren. Fragen, die sich nicht mehr wegschieben lassen.

Caldwell gelingt es, eine queere Liebesgeschichte zu erzählen, ohne in Klischees zu verfallen. Statt große Gesten zu inszenieren, beschreibt sie feinfühlig das Ringen um Nähe, um Selbstverortung, um Sprache für etwas, das sich schwer fassen lässt. *Women* ist intensiv, witzig, manchmal schmerzhaft, immer ehrlich – und genau deshalb so gut. Besonders gelungen ist die Art, wie Caldwell die Fragen nach sexueller Identität stellt: Ist es wirklich nötig, sich klar zu definieren? Oder kann Liebe einfach Liebe sein? Ein kleiner, großer Roman über die erste große Liebe – und über das Finden (oder Verlieren) des eigenen Selbst.



**Vincenzo Latronico: Die Perfektionen**  
Aus dem Italienischen von  
Verena von Koskull

Claassen, 2023 / 128 Seiten  
€ 22,70

Ein Leben wie auf Instagram – nur echter. In *Die Perfektionen* schaut Vincenzo Latronico genau hin: Zwei freiberufliche Expats ziehen nach Berlin, alles soll schön, frei, aufregend sein. Die Wohnung ist hell, die Einrichtung sorgfältig gewählt, der Alltag scheinbar spontan, aber gut kuratiert. Doch je perfekter das Setting, desto spürbarer wird eine unheimliche Leere.

Latronico erzählt das Leben des jungen Paares ganz ohne Dialoge, aber mit großer Präzision. Inspiriert von Georges Perec richtet er den Blick auf Räume, Routinen und Bilder – auf das, was oft mehr über ein Leben sagt als Erzählungen. In *Die Perfektionen* geht es um die Suche nach dem perfekten Leben und das ständige Gefühl, dass irgendwo etwas echter, besser, erfüllter sein müsste. Ein Buch über eine junge Bürgerlichkeit, in der Ästhetik und Oberfläche dominieren, das Innenleben aber leer bleibt. Und darüber, wie schwer es ist, einfach nur da zu sein, ohne ständig an die anderen zu denken.

**Nadja Etinski**



**Agnès Varda: Le Bonheur (1965)**

Fünzig Jahre liegen zwischen *Le Bonheur* von Agnès Varda und *The Florida Project* von Sean Baker und sowohl formal als auch inhaltlich unterscheiden sich die beiden Filme. Doch sie eint ihre kritische Auseinandersetzung mit der kapitalistischen Realität – eine Realität, die nicht einfach gegeben ist, sondern gewaltvoll produziert wird. Varda wie Baker machen deutlich, dass unser Begehren und die Verhältnisse, in denen wir leben, nicht unabhängig voneinander existieren.

*Le Bonheur* (1965) von Agnès Varda zeigt das Leben einer jungen französischen Familie. François ist Tischler und Thérèse Schneiderin. Obwohl beide viel arbeiten, scheinen sie kaum Sorgen zu kennen. Zwei entzückende Kinder, Ausflüge ins Grüne, verliebte Blicke, Zärtlichkeit – der Inbegriff des bürgerlichen Glücks. Doch der Schein trügt – zumindest für Thérèse. Nicht umsonst ist der Film auf Deutsch auch unter dem Titel *Glück aus dem Blickwinkel des Mannes* bekannt. Als François die Telefonistin Émilie kennenlernt, beginnt er ohne Zögern – und ohne schlechtes Gewissen – eine Affäre. Seine Liebe zu Thérèse, so meint er, werde dadurch nicht geschmälert, sondern sogar ergänzt. Das Glück soll sich vermehren. Doch als Thérèse das anders empfindet, hat das fatale Folgen. Für sie wird *Le Bonheur* zum *bonhorreur*: In der Logik der bürgerlichen Ehe, die die Bedürfnisse des Mannes ins Zentrum stellt und Begehren in Besitz überführt, ist für sie kein Platz mehr. Sie verschwindet nahezu lautlos zwischen den Bildern – herausgeschnitten, um die Fassade des Glücks zu wahren. Vardas Film reiht eine schöne Aufnahme an die nächste, doch unter der Oberfläche liegt etwas Dunkles. Manchmal blitzt es kurz hervor und lässt die Fassade bröckeln. *Le Bonheur* entlarvt das Ideal der bürgerlichen Ehe durch die filmische Gewalt, die es braucht, um Bild und Narrativ zusammenzuhalten. Vielleicht einer der schönsten Horrorfilme, die je gedreht wurden.



**Sean Baker: Florida Project (2017)**

*The Florida Project* (2017) von Sean Baker folgt der sechsjährigen Moonee, die ihre Sommerferien am Rande von Disney World verbringt. Gemeinsam mit ihrer Mutter Halley und anderen Familien lebt sie dort in einem Motel. In pastellfarbenen Bildern erzählt der Film von ihrem prekären Alltag und fokussiert sich dabei vor allem auf die Kinder. Die Kamera nimmt ihre Perspektive ein, Erwachsene sind oft nur von der Hüfte abwärts zu sehen. Sie verschwimmen auditiv und visuell – ihre Konflikte sind das Hintergrundrauschen in der (noch) verzauberten Welt der Kinder. Die Ästhetik kontrastiert mit der sozialen Situation und verdeutlicht so die Differenz zwischen kapitalistischen Wohlstandsversprechen und gelebter Realität. Gleichzeitig spürt der Film dem Erleben der Kinder aufmerksam nach. Was bedeutet es für sie, in Armut zu leben? Für Moonee und ihre Freund:innen verwandeln sich Motels und Ruinen in Orte der Zuflucht. Sie schaffen sich fantastische Spielplätze, die Ablenkung und Schutz vor der Unsicherheit ihres Alltags bieten. Ihre Imagination wird zu einer Form von Auflehnung gegen die bestehenden Verhältnisse, durch die sie der Welt ihre eigene narrative Struktur geben. Ihre Träume und Wünsche bieten zwar keine Rettung, doch sie sind ein wichtiger Teil von Resilienz und Widerstand. *The Florida Project* öffnet so einen ambivalenten utopischen Raum und bleibt zugleich einfühlsam, träumerisch, schmerzhaft und vieldeutig.

**Pauline Hutterer**

# Ausblick

Liebe Leser:in!

Das war unsere Ausgabe über Begehren im Kapitalismus und wir hoffen, dass du viel Spaß beim Lesen hattest. Falls auch du Interesse hast, einen Artikel für unsere nächste Ausgabe zu verfassen, schreib uns gerne mit den Eckdaten (Thema, Textform, Aufbau, Perspektive, Länge) an [zeitgenossin@oeh.univie.ac.at](mailto:zeitgenossin@oeh.univie.ac.at). Darüber hinaus freuen wir uns immer über neue Illustrator:innen und Fotograf:innen.

Falls du jede Ausgabe erhalten möchtest, schreibe uns gerne eine E-Mail. Um am Laufenden zu bleiben, folge uns am besten auf Social Media oder unserer Webseite.

Bis bald

Eure *zeitgenossin*

# Impressum

## Herausgeberin

Hochschüler\_innenschaft an der Universität Wien  
Unicampus AAKH, Hof 1, Spitalgasse 2-4,  
1090 Wien; Tel. 0043 (0)1 4277 19501

## Redaktion

Nadja Etinski, Leonie Pürmayr, Pauline Hutterer,  
Elin Samson, Jannes Langenhoff

## Autor:innen dieser Ausgabe

Lena Kraus, Emilia Ladisich, Lucie Wohlfahrt,  
Carolin Pflieger, Elin Samson, Zoë Rübber, Nadja  
Etinski, Tamara Miljatovic, Pauline Hutterer,  
Leonie Pürmayr, Olivia Richter

## Satz & Layout

Flo Berrar

## Lektorat

Amy Wittenberg, Marlene Losch

## Fotos

Vanessa Hundertpfund

## Illustrationen

Elisabeth Schuller  
@3leggedchicken

## Anzeigen

Wirtschaftsreferat ÖH Uni Wien  
[inserate@oeh.univie.ac.at](mailto:inserate@oeh.univie.ac.at)

## Druck

Markus Putz Print Agentur

## Erscheinungsdatum

Juni 2025

**an.schläge  
abonnieren!**



**an.schläge**  
DAS FEMINISTISCHE MAGAZIN

[www.anschlaege.at](http://www.anschlaege.at)

SAVE  
THE WORLD  
WITH  
FEMINISM

